

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im  
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

**Bernoulli, Carl Albrecht**

**Jena, 1908**

Anmerkungen zum zweiten Bande

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2114](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2114)

## Anmerkungen zum zweiten Bande

<sup>48</sup> Viktor Hegn spricht in seinem nachgelassenen Buche „De moribus Ruthenorum“ (Zur Charakteristik der russischen Volksseele. Tagebuchblätter aus den Jahren 1857—1873, herausgegeben von Theodor Schiemann, Stuttgart 1892, S. 142) von einem „Radikalindividualismus nach amerikanischer Weise“ im äußersten Gegensatz zu den urasiatischen Abhängigkeits- und Devotionsinstinkten der echten Russen. Man kann also eine letzte Steigerung des europäischen Wesens, wie Nietzsche sie anstrebt, als extremen Gegenpol zu den Idealen des Orients, durch den wir von unsern Religionen her noch erblich schwer belastet sind, sehr wohl in diesen Hegnschen Ausdruck zusammenfassen und Nietzsche einen Radikalindividualisten nennen. Es ist überhaupt interessant, wie Viktor Hegn in seinem Russenbuche, das Nietzsche nicht hat kennen können, bereits in den Jahren, da Nietzsche noch Student oder ganz junger Professor war, am Kollektivegempel des russischen Volkes ziemlich dieselben moralistischen Gesichtspunkte herausarbeitet, die Nietzsche von „Jenseits von Gut und Böse“ an in den Mittelpunkt seines Systems gerückt hat. So steht S. 96, zwischen 1864 und 1866 aufgezeichnet, bei Hegn folgendes zu lesen: „Die Anlage zu sozialistischer Gestaltung der Gesellschaft ist nichts als herdenartiges Zusammenhalten, da jeder Einzelne sich verloren fühlt. Kaste — zum Halt, herdenartiges Artel — zur Wirkung durch Masse. Der Sozialismus im Osten ist Herdengefühl.“ Eine spätere Aufzeichnung von Anfang Dezember 1871 lautet geradezu: „Artels, wo sie blühen, sind immer ein Zeichen noch nicht erwachter Individualität.“ — Wenn nun auch Nietzsche gerade zu denjenigen Gedanken Hegns, die den seinigen nahe kamen, nachweisbar keinen Zugang gefunden haben kann, so kannte und schätzte er an Hegn den Liebhaber und feinsinnigen Erklärer Goethes. Fräulein von Salis erzählt (S. 48/49 ihres Buches), Nietzsche habe während des Silser Zusammenseins im Jahre 1887 bei ihr Goethejahrbücher liegen sehen und in dem von 1885 den Aufsatz Hegns über Goethes Vers besonders genossen. Sie fährt dann fort: „Bei Hegn ergab sich für uns beide, daß Dr. Förster ihn „entdeckt“ und uns auf ihn aufmerksam gemacht hatte . . . Von Hegn schätzte er auch das geistreiche Buch über Kulturpflanzen und Haustiere.“

<sup>49</sup> Diese Krötengeschichte von Sils-Maria verdient aus mehr als einem Grunde eine nähere und grundsätzliche Beleuchtung. In ihrem (als Nachtrag zu dem kurz vorher erschienenen Schlußbande der Biographie) in der Zukunft vom 28. Januar 1905 veröffentlichten Artikel „Nietzsche-Legenden“ flücht Frau Förster auch dem wackeren Hauswirt Durisch am Zeuge (S. 179): „Aber auch lustige Erlebnisse pflegt der treffliche Mann in wunderlichster Weise zu verdrehen; zum Beispiel: die Geschichte mit dem Frosch, den mein Bruder für eine englische Malerin zu einem Stilleben gesucht und gefunden hatte, der sich aber zum allgemeinen Ergötzen durchaus nicht als lebendes Modell behandeln lassen wollte und aus dem Stilleben herausprang. Der Hauswirt erzählt nun dieses Vorkommnis, das er nicht miterlebt hat (er hatte nur eine Schachtel für den Frosch zu liefern), als ein eigenes Erlebnis. Es taucht aber in seiner Erinnerung in einem vollständig falschen Zusammenhang auf, und die Erzählung klingt nun, als ob Nietzsche mit



Eifer Frösche gesammelt habe, um ängstliche Damen damit zu erschrecken und dann auszulachen. Einem Zeitungsschreiber ist das noch nicht pikant genug, und so macht er aus den Fröschen schleunigst Kröten. Auf solche Weise entstehen Anekdoten, die für Geschichte ausgegeben werden.“ Dieses angeblich zur Steuer der Wahrheit vorgetragene Verdikt verleiht auf einmal einem scheinbar unansehnlichen Blatt in Overbeds Nachlaß den Wert eines Dokumentes. Nießches Mutter hat nämlich in der ersten Zeit nach der Turiner-Katastrophe ihrem unauslöschlichen Dank gegen Overbeds Freundesdienst nicht nur durch zahlreiche Briefe Ausdruck verliehen, sondern auch durch gelegentliche Mitteilung ihr zugekommener Schriftstücke (z. B. über die Förstersche Kolonie Neu-Germanien) oder Freundesbriefe. Diese hat sie dann eigenhändig für Overbed abgeschrieben. Unter diesen Originalkopien findet sich nun auch ein ausführlicher Brief der Nießche befreundeten Irländerin Mrs. E. Fynn an Frau Pastor in recht gutem Deutsch und mit dem Datum: Genève, den 31. März 1889; ich habe seinen Inhalt schon meiner Textschilderung dieser Silber Kurbefanntschaft zugrunde gelegt, und gebe hier die entscheidende Stelle im Wortlaut. Frau Fynn schreibt: „Auch interessierte er sich gütigst für die Malereien meiner Tochter und sagte ihr immer, sie müsse auch etwas Häßliches hinzumalen, um die Schönheit ihrer Blumen noch zu erhöhen, und überbrachte ihr denn auch eines Morgens, als Modell, eine lebendige hüpfende Kröte, welche er selbst eingefangen hatte: und ergöhte sich herzlich über den ihm so gelungenen Spaß! — Als Gegenstück schickten wir ihm nach einigen Tagen einen scheinbaren Konfituren-Topf, als er denselben aber sorgfältig aufmachte, sprangen ihm Heuschrecken entgegen!“ Man sieht, die Darstellung der nächstbeteiligten Zeugin deckt sich vollständig mit der von Diederichs in seiner „Berliner Tageblatt“-Skizze vom 8. August 1906 formulierten Durischschen Tradition. Durisch wird ohne jedes Recht auf seine Zeugenzuverlässigkeit verdächtigt und abgekanzelt; dabei besitzt Frau Förster in den Briefhinterlassenschaften ihrer Mutter — und gerade die Brieffschätze werden ja nach den Versicherungen des Archivs besonders genau und getreu verwahrt, durchforscht und benützt! — auch dieses schriftliche Zeugnis, wonach, schwarz auf weiß, es sich keineswegs um einen Frosch, sondern um „eine lebendige hüpfende Kröte, welche er selbst eingefangen hatte“, gehandelt hat und zwar wohlverstanden in Verbindung mit der ausgesprochenen Absicht, der Malerin ein Modell für „etwas Häßliches“ zu verschaffen. Vielleicht ist gerade dieses harmlose kleine Beispiel dazu angetan, den allzuvielen Gutmütigen die Augen darüber zu öffnen, in welcher Industriegegend die „Nießche-Legenden“ fabriziert werden!

Diese gewaltsam entstellenden Eingriffe des „Naumburger Tugend“-Instinktes fallen deshalb so peinlich belastend ins Gewicht, weil gerade solchen sehr charakteristischen Anekdoten die psychologische Spitze abgeknickt wird. Nun erhöht sich auch die Bedeutung jenes Traums, den Nießche in seiner ersten Basler Zeit einer jungen Dame erzählte (Band I, S. 72). Diese — damals Fräulein Clara Thurneysen, jetzt Frau Geheimrat Gelzer in Jena — bestätigt mir abermals jenes Gespräch in seinem symbolistischen Gepräge. Der Sinn des Gesichtes war für Nießche: er empfand die Durchsichtigkeit seiner Hand als ein schweres Leiden, von dem er nur geheilt werden konnte, wenn er eine lebendige Kröte verschluckte. Das läuft auf die tiefste Deutung hinaus: die Selbsterkenntnis kann nur dadurch gebüßt werden, daß ich auch vor dem Allerwiderrätigsten nicht zurückschreke. Eine doktrinaire Erklärung müßte schwankend bleiben, ob sie hier eine



Anwendung von krassem Naturalismus oder von mysteriösem Symbolismus zu erkennen habe — man würde aber Nietzsche unrecht tun, wollte man nur geistreichen Tieffinn in dieser gesellschaftlichen Konversation mit seiner Tischdame erblicken. Es war da etwas aus dem urgründigen Unterbereich seines Geisteswesens ihm mit diesem Traume ins Bewußtsein emporgestiegen, und wahrscheinlich hatte eine hysterische Anlage seiner Selbstspiegelung diese besondere, auf Ekel-Lust abgestellte Bildgestalt verliehen.

<sup>50</sup> Für die genaue Einschätzung Nietzsches in seiner Bedeutung für die Geschichte der Philosophie gibt zweifellos seine Kritik der Moral als eines unbewiesenen Glaubenssatzes und blindlings angebeteten Denkfetisches den Ausschlag. Der leidenschaftliche Nachdruck, mit dem Ernst Horneffer in seiner Nietzsche-Interpretation den Finger gerade auf diesen Punkt legt, macht dessen unbestreitbares wissenschaftliches Verdienst um Nietzsche aus. In der Tat kann man gerade hierin nicht argwöhnisch und mißtrauisch genug denken, wenn nicht das alte scholastische Verhältnis, wonach die Philosophie zwar nicht mehr in den Problemen der Metaphysik, wohl aber in denen der Moral die Magd und Schleppenträgerin der Religion ist, für uns noch fernerhin bindend bleiben soll. [Horneffer bekennt sich (S. 302, Anm.) in seinen Einsichten beeinflusst und gefördert durch die kleine Schrift von Felix Krueger: Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundgedanke der Moralphilosophie (Leipzig 1898); Horneffer sieht in Kruegers Schrift eine Wirkung Nietzsches, obschon sie selbst ihren Ausgang von Kant nimmt.] Daß wir in der Annahme eines absoluten Sittengesetzes die Achillesferse der europäischen Philosophie zu sehen haben, hat Ernst Horneffer sowohl an Kant als an den neueren Vertretern der Schulphilosophie überzeugend nachgewiesen. Die Wichtigkeit dieser seiner Untersuchungen und Aufstellungen veranlaßt mich, einige wichtige Ausschnitte im Wortlaut zusammenzustellen („Das klassische Ideal“, S. 213—218).

Kant. „Es ist eine ausgemachte Tatsache, daß Kant sehr ferne von dem Gedanken war, eine neue, selbständige Sittlichkeit einzuführen oder auch nur zu umschreiben. Er wollte nur die überkommene und allgemein gültige Sittlichkeit, die im Ernste noch nicht bezweifelt war und die er selbst am wenigsten zu bezweifeln gedachte, auf einen erschöpfenden Ausdruck bringen. Er wollte sie in ihrem tiefsten Wesen begreifen, ihre wahre Quelle aufdecken, wodurch sie seiner Meinung nach erst ihre volle Sicherheit und unerschütterliche Festigkeit bekommen sollte, wodurch erst ihre wahre Heiligkeit und Unantastbarkeit gewährleistet wäre. Und dementsprechend erwidert Kant auf den Vorwurf eines Kritikers, daß er ja nur eine neue Formel und keine neue Sittlichkeit selbst brächte, in einer Anmerkung der Kritik der praktischen Vernunft (Ausgabe Reclam S. 7) folgendes: „Ein Rezensent, der etwas zum Tadel dieser Schrift [gemeint ist die Metaphysik der Sitten] sagen wollte, hat es besser getroffen, als er wohl selbst gemeint haben mag, indem er sagt: daß darin kein neues Prinzip der Moralität, sondern nur eine neue Formel (von Kant gesperrt) aufgestellt worden. Wer wollte aber auch einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen, und diese gleichsam zuerst erfinden? gleich als ob vor ihm die Welt in dem, was Pflicht sei, unwissend oder im durchgängigen Irrtum gewesen wäre.“ (Von E. Horneffer gesperrt.) Kant stellt es demnach so dar, als ob ein Zweifel an dem Werte und Rechte der gültigen Sittlichkeit etwas Unerhörtes sei, als ob die über-



kommene Sittlichkeit gar keiner Kritik zu unterstehen habe, als ob das allgemeine Urteil über die Pflicht in Vergangenheit und Gegenwart gar nicht fehl gehen könne, sondern ganz von selbst das Rechte treffe.“

Schopenhauer. „Er nennt (Werke, Ausgabe Reclam III, S. 517) ‚das Prinzip, den Grundsatz, über dessen Inhalt alle Ethiker eigentlich einig sind, in so verschiedene Formen sie ihn auch kleiden (von Schopenhauer gesperrt): *neminem laede immo omnes quantum potes juva.*‘ Dies ist eigentlich der Satz, fährt Schopenhauer fort, welchen zu begründen (von E. Horneffer gesperrt) alle Sittenlehrer sich abmühen, das gemeinsame Resultat ihrer so verschiedenartigen Deduktionen. Nach Schopenhauer ist also nur die Begründung des obersten Sittensatzes fraglich, die Quelle nur, aus der das Sittengesetz stammt, unterliegt dem Zweifel. Über den Inhalt hingegen des Sittengesetzes, was das Gute sei, was die Menschen zu tun und zu lassen haben, darüber sind nach Schopenhauer die Denker einig.“

Kohe. „Kohe sagt: (Kleine Schriften III, S. 521) ‚Über die Gesinnungen, die unser Handeln beherrschen sollen, und über die Pflichten, die allgemein der Mensch dem Menschen schuldig ist, besteht unter zivilisierten Nationen in der Theorie wenigstens erfreuliche Übereinstimmung (von E. Horneffer gesperrt) und die praktische Philosophie findet wenig Veranlassung (von E. Horneffer gesperrt), hierüber die Welt zu belehren, sie würde nur ermüden durch Wiederholung dessen, dem die allgemeine Anerkennung längst gewiß ist und sie würde nicht Glauben finden für das, wodurch sie diesem öffentlichen Gewissen widerspräche.‘ Der Philosoph fühlt sich also nach Kohe in der Moral mit der Masse einig.“

Wundt. „Der berühmte Professor Wundt in Leipzig erklärt (Ethik, III. Aufl. I, S. 40), ‚daß aus den übereinstimmenden sinnlichen Anlagen des menschlichen Bewußtseins schließlich übereinstimmende sittliche Anschauungen sich wirklich entwickelt haben.‘ (Von E. Horneffer gesperrt.) Die Behauptungen über Verschiedenheiten der sittlichen Anschauungen beruhen nach Wundt auf Übertreibungen, und Wundt fährt fort: ‚Kein Unbefangener kann sich der Überzeugung verschließen, daß die Unterschiede hier schließlich nicht größer sind als auf intellektuellem Gebiete, wo trotz aller Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Denkrichtungen doch die Allgemeingültigkeit der Denkgesetze feststeht.‘ (Von E. Horneffer gesperrt.) Die Sittengesetze sollen also so fest stehen, wie die Denkgesetze, mit denen Wundt die Sittengesetze auf eine Stufe stellt. Eine ungeheuerliche Behauptung! Den Denkgesetzen und ihrer unvermeidlichen Bestimmtheit und Notwendigkeit wäre doch nur die Art und Weise vergleichbar, wie die Willenshandlungen psychologisch zustande kommen.“

Liebmann. „Am ehrlichsten bekennt die Abhängigkeit der philosophischen Moral von der religiösen Professor Liebmann in Jena (Analyse der Wirklichkeit, III. Auflage, S. 710 f.). Dieses Bekenntnis ist so drastisch, daß ich es dem Leser nicht vorenthalten will. Liebmann sagt, daß es eine objektive Ethik, eine allgemein herrschende moralische Anschauung gebe. Diese allgemein herrschende Ethik hätten die bekannten Religionsstifter geschaffen. ‚Konfucius und Buddha, Moses und Zoroaster, Christus und Mohammed sind Träger und Begründer dieser objektiven Ethik.‘ Wenn diese ‚Koryphäen der Menschheit‘ auch in Einzel-



heiten sich widersprächen, so seien sie doch im wesentlichen einig. Und Liebmann fährt fort: „Diese große weltgeschichtliche Tatsache steht zum Heil des Menschengeschlechtes fest, und wir alle befinden uns bei aller Selbständigkeit des persönlichen Gewissens von Kindesbeinen auf bewußter und unbewußter Weise unter ihrem maßgebenden Einfluß.“ Ich war immer der Meinung, daß der Philosoph unter *keines* andern Menschen „maßgebendem“ Einfluß stehen dürfe. Die Philosophie hat nach Liebmann in der Ethik nichts Schöpferisches mehr zu leisten. Sie findet die von den Religionsstiftern geschaffene Ethik als eine *Tatsache* vor. Ganz ebenso, nach der eigenen Äußerung Liebmanns, wie der Naturforscher die Körperwelt als *Tatsache* vorfindet. Die Philosophie sucht die von den Religionsstiftern geschaffene Moral nur aus einem obersten Prinzip abzuleiten.“

Riehl. „Mit großer Emphase schließt Professor Riehl sein Buch über Nietzsche, das verbreitetste Professorenbuch über Nietzsche, das, von den Fachgenossen in allen Tonarten gelobt, deren Auffassung und Stimmung wohl am reinsten wiedergibt. Riehl erklärt am Schlusse (Nietzsche, der Künstler und der Denker, III. Aufl., S. 170): „Diese Werte aber, die das Handeln des Menschen leiten und seine Gesinnung beseelen, werden nicht erfunden, oder durch Umwertung neu-geprägt. Sie werden entdeckt und gleich wie die Sterne am Himmel treten sie nach und nach mit dem Fortschritte der Kultur in den Gesichtskreis des Menschen. Es sind nicht alte Werte, nicht neue Werte, es sind *die* (von Riehl gesperrt) Werte.“ Ich möchte Riehl die Frage vorlegen, wo denn diese seine absoluten, unbedingten Werte eigentlich geschrieben stehen. In der Bibel etwa? Und dabei widerspricht sich Riehl in seinem pompösen Satze selbst. Er sagt: „*Nach und nach* treten die Werte mit dem Fortschritt der Kultur in den Gesichtskreis des Menschen.“

Was Horneffer hier als das irrtümliche *Moral agiōm* unserer neuen Philosophie hinstellt, war für die Griechen in der Tat ein *Moral problem*, an dem sie herumrieten und das sie zu lösen suchten. Der tragische Fall der sophokleischen Antigone ist ein Schulfall einer Nietzsche'schen Moralschürzung; der Widersacher Kreon beruft sich auf sittliche Gebote und Gebräuche, die seit Ewigkeit unter Menschen Geltung hätten, Antigone jedoch erkennt nur diejenige Sittlichkeit als für sie bindend und bestimmend an, die im Widerspruch mit jenem allgemein und öffentlich gültigen Sittengesetz aus einer streng persönlichen Lagerung der Umstände ihrem Gewissen erwachsen ist. Bei einer derartigen Anknüpfung Nietzsche'scher Postulate an die Sittenprobleme der griechischen Dichter und Denker enthüllt sich uns abermals die geheime uneingestandene Verwandtschaft Nietzsches mit Sokrates, weil Nietzsche der bisherigen gedankenlosen Morallübung ein Ende setzen und die glückliche Einfalt des gemeinen Menschenverstandes für unsere Verantwortlichkeit im praktischen Handeln gründlich zerstören will. Unser Rücken war in dieser Hinsicht bisher Kant. Hieran knüpft Ernst Horneffer eine weitere Erörterung (S. 215): „Kant geht in der Wertschätzung des moralischen Urteils des gemeinen Menschenverstandes noch weiter als Sokrates. Philosophie in der Moral sei nicht nur überflüssig, sondern direkt schädlich.“ Kant zieht an einer Stelle der Metaphysik der Sitten (Ausgabe Reclam, S. 34) den Schluß, „daß es also keiner Wissenschaft und Philosophie bedürfe, um zu wissen, was man zu tun habe, um ehrlich und gut, ja sogar weise und tugendhaft zu sein.“ Und er macht ausdrücklich den Unterschied: Während im theoretischen Gebrauch der Vernunft der



gemeine Verstand gänzlich versage, bewähre er sich durchaus im praktischen. Hier werde er, wie Kant sich ausdrückt, „subtil“. Und Kant fährt über ihn fort: „Er kann ... sich ebenso gut Hoffnung machen, es recht zu treffen, als es sich immer ein Philosoph zu versprechen vermag, ja ist beinahe noch sicherer hierin als selbst der letztere, weil dieser doch kein anderes Prinzip als jener haben, sein Urteil aber durch eine Menge fremder, nicht zur Sache gehöriger Erwägungen leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen kann.“ Und im Anschluß hieran gibt Kant den Rat: „Wäre es demnach nicht ratsamer, es in moralischen Dingen bei dem gemeinen Vernunfturteil bewenden zu lassen (von E. Horneffer gesperrt) und höchstens nur Philosophie anzubringen, um das System der Sitten um so vollständiger und faßlicher, imgleichen die Regeln derselben zum Gebrauch ... bequemer darzustellen, nicht aber um selbst in praktischer Absicht den gemeinen Menschenverstand von seiner glücklichen Einfalt (von Horneffer gesperrt) abzubringen und ihn durch Philosophie auf einen neuen Weg der Untersuchung und Belehrung zu bringen?“ Im Vergleich zu dieser Stellung Kants, die ja aus dem Gesamtcharakter der Aufklärungszeit verständlich wird, erscheint uns der alte Sokrates wie ein radikaler Neuerer mit seiner Gleichung Tugend = Wissen, während Kant ja mehr oder weniger auf dem Standpunkt steht, die Tugend sei dem Wissen ein *noli me tangere*. Nietzsche bringt das sokratische Prinzip einer philosophischen Mäeutik wieder zu Ehren mit seinem Sittengebot: Werde, der du bist.

Während so Nietzsche sich im strengen Gegensatz zu der heute führenden Schul- und Staatsphilosophie befindet, berührt er sich mit mehr als einer Position zeitgenössischer Soziologen und volkswirtschaftlicher Theoretiker — eine Feststellung, auf die Ernst Horneffer nichts ankommen scheint, da er so gar nicht darauf eingeht. Es kann daher nichts schaden, wenn ich diese für Nietzsches künftige Wirkung schwerwiegende Berührung kurz skizziere. Ich gebe es als die Zusammenfassung eines mündlichen Gedankenaustausches mit meinem Freund Herrn Professor Charles Andler in Paris über das Thema: *Ce qu'il y a de durable dans Nietzsche*. Er wird diese Gedanken in seinem Nietzschebuche näher ausführen. Für uns ist folgendes an dieser Stelle von Belang: Nietzsche hat seine originale Begabung zuerst als Philologe bekundet durch eine neue und sehr interessante Art, die Griechen zu lesen — darin gewiß zu einem guten Teil, aber keineswegs vollständig abhängig von Jakob Burckhardt. Von da aus erfaßte er mit Ernst und Umsicht zunächst das Problem der Kultur. Burckhardt hat ihm gezeigt, worin eine umfassende Kultur besteht, und dann ist Voltaire für ihn das Muster eines eingefleischten Kulturkämpfers geworden. Im Gegensatz zu den verschiedenen Finsterlingsmächten, wollte Nietzsche für das heutige Deutschland verwirklichen, was er bei den Griechen und bei den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts gelernt hatte. In dieser Hinsicht war er viel bestimmter von einer ausgesprochenen Kulturanschauung besessen als dies selbst bei Goethe und Schiller der Fall gewesen ist. Aber gerade durch die Tatsache einer solchen leidenschaftlichen Kulturanschauung tritt er in einen gedanklichen Kontakt zum gegenwärtigen Sozialismus. Mit Ausnahme von F. Lissak lassen die sozialistischen Denker das Kulturproblem in ihrer Desideratenecke liegen und entgelten damit gewissermaßen die soziologische Mangelhaftigkeit in Nietzsches System durch die sozialistische Vernachlässigung des Kulturproblems. Dabei finden sich bei Nietzsche unbestreitbare Ansätze, Philosophie, Kunst und Literatur überindividuell, soziologisch



aufzufassen. Eine Gesellschaft unterliegt immer einer doppelten Form der Begriffsbildung. Die Dauer einer Stadt oder eines Reiches ist nur denkbar, weil die sie erfüllende Gesellschaft ein lebendiges Wesen ist, durch beständigen Wechsel, durch fortwährende Schiebungen in der allgemein gültigen sittlichen Vorstellung. Aber eben diese herrschende Gesamtsitte hat außer ihrer eigenen Veränderung stets noch die Privatmoralität der ausgereiften Individualität gegen sich. Diesem Sonderrechte einer der Allgemeinsittlichkeit feindlichen Individualsittlichkeit hat Nietzsche das Wort geredet und damit der historisch längst nachgewiesenen und anerkannten Wandelbarkeit der Sittengesetze auch philosophisch, als praktischer Moralist, Rechnung getragen. Das führte zur Neusetzung des Idealproblems. Jede Philosophie kommt von einem Bedürfnis her und vermittelt dieses Bedürfnis durch die Folge ihrer Gedanken. Indem man so hinter die Idee auf das ihr zugrunde liegende Motiv zurückgreift, gelangt man zu einer Methode der Umkehrung und nennt sie die psychophysiologische. Danach erscheint die Moral als Summe aller der Gesetze, die wir unwillkürlich als zum Leben erforderlich aufstellen, die also nichts anderes darstellen als biologische Notwendigkeiten. Dementsprechend hat auch die Philosophie keineswegs die Aufgabe, die verschiedenen Sittenzustände darzulegen oder den Ausgang und Niedergang der Kulturen zu erklären. Das ist Sache der Wissenschaft und zwar einer neuen Wissenschaft, die eben Nietzsche unter uns gegründet hat. Er hat zugunsten der Wissenschaft eine Menge Gebiete säkularisiert, die bis dahin zur Metaphysik gehört haben. Im Unterschied zu dieser neuen Wissenschaft ist hingegen die neue Philosophie eine Gedankenrichtung, die zur Auswahl zwischen verschiedenen Idealen führt und sich für eines darunter entscheidet. Die Wissenschaft beleuchtet diese Wahl, aber gibt im letzten Grunde nicht den Ausschlag. Philosophie ist eine Stufenleiter der Werte.

Das ist sehr wichtig. Die Philosophie vor Nietzsche glaubte erklärend zu sein und maßte sich damit eine Aufgabe an, die nur der Wissenschaft gestellt ist. Sie legte sich die wesentliche Frage vor, was mit dem Sein sei; sie unterschied Wesen, die nur in der Erscheinung sind, von andern, die wirklich und substantiell sind; indem sie das tat, erklärte sie aber bei Licht besehen nichts. Das Sein ist ein gefühlsmäßiger Koeffizient, den wir gewissen Vorstellungen oder gewissen Denkergebnissen beilegen; es gibt eine Reihe anderer gefühlsmäßiger Koeffizienten derselben Art: sein — sollen; Unmöglichkeit — Möglichkeit; Notwendigkeit — Zufall; Vergangenheit — Gegenwart — Zukunft; Furcht — Hoffnung. Sein oder Nichtsein sind deshalb eine einfache Stellungnahme unserer Fähigkeit der Zusammenfassung, ein Ja-sagen oder Nein-sagen angesichts einer sinnlich erfahrenen oder ideal gefühlten Wirklichkeit. Man kann die Philosophien einteilen nach dem, was sie bejahen oder verneinen. Jede Philosophie geht auf ein psychologisches Verhalten zurück und gibt sich daher als ein soziales und psychologisches Faktum. Nun erscheint bei Nietzsche das Problem, die menschliche Energie zu werten, in der vornehmlichen Verallgemeinerung der Herren- und Sklavenmoral. Dieselbe Übereilung haben in anderem Zusammenhange eine Anzahl moderner Theoretiker ebenfalls begangen: Saint Simon, Rodbertus, Marx; ihnen erscheint die ganze Geschichte als ein Klassenkampf, durchaus einseitig, weil damit eine andere Tatsachenreihe außer acht gelassen wird, — das was Krapotkin biologisch und sozial „Mutual aid“ nennt. Auch die Theorie der Dekadenz und ihr Gegenpiel, die Theorie der übermenschlichen Neugebung, sind verbesserungsbedürftig. Dagegen ist wahrscheinlich und ist neu, daß jede Kultur bedingt ist durch einen vorherrschenden



seelisch-leiblichen Zustand, den man beschreiben kann, und daß alle ernststen philosophischen Systeme sich zurückführen lassen auf eine Skala von Werten, die bestimmt wird durch seelisch-leibliche Notwendigkeiten. Auf diese Weise kommt es zu einer Methode des Rückschlusses, wonach jede Moral, jede Philosophie als ein Symptom betrachtet werden muß für tiefliegende Bedürfnisse im Seelenleben des Einzelnen sowie auch der Gesamtheit, so daß moralische Ideale eigentlich als Taftversuche zu betrachten sind, um uns den gegebenen Umständen und den realen Machtverhältnissen besser anzupassen. Es kann also wohl geschehen, daß ein gegebenes Ideal, bei den Einzelnen, wie bei den Völkern, durchaus nicht auf die entsprechende Eigenschaft schließen läßt, sondern vielmehr auf deren Mangel, indem sich jene Völker und Einzelnen, bewußt oder unbewußt, vornehmen, jene Lücken in ihrem Temperament auszufüllen und so eine vollständigere Menschenart darzustellen, als dies früher bei ihnen der Fall war. Dies und nichts anderes hat Nietzsche vorgeschwebt bei seinem zentralen Postulat der menschlichen Typuserhöhung, und deshalb hat er, der Radikalindividualist, in seinem System das unentbehrliche Gegenstück zu den bereits vorhandenen Soziologien geliefert. Hand in Hand mit dieser seiner grundlegenden Bedeutung für die gegenwärtige Gesellschaftswissenschaft geht sein Beitrag zu einer Erneuerung der Erkenntnistheorie. Hierin ist er Vorläufer einer pragmatifizierenden Philosophie, wie sie in der Gegenwart von William James und Bergson betrieben wird: Eine Logik hat nur Geltung, insofern sie sachgemäß ist; logische Ideen sind nur dann wahr, wenn sie der Natur der Dinge entsprechen und sozusagen den praktischen Ertrag der sinnlichen Erfahrung auf eine Formel bringen; sie sind dann freilich weiter nichts als Werkzeuge, wie sie ja auch schon Marx genannt hat. Endlich läuft auch Nietzsches Auffassung von der Kunst in soziale Folgerungen aus. Kunst ist ein Anlauf, uns mit dem Leben abzufinden, eine Betätigung unserer Pfadfindertriebe, ein Trostmittel im Hinblick auf die Hoffnungen, mit denen wir uns für eine neue Menschheit tragen. — Aus allen diesen Gedankengängen geht hervor, daß im Sinne Nietzsches die Philosophie fortan die Religion abzulösen hat in der Führerrolle der Menschheit zur Kultur, deshalb weil sie die Kultur, die sie fordert, zugleich auch restlos zu erfüllen imstande sein wird.

<sup>51</sup> Es gibt persönliche, biographische Konfrontationen, die einer prinzipiellen Begriffspaarung gleichkommen. Das ist z. B. der Fall bei Goethe und Napoleon, wie Andreas Fischer in einem besonderen Buche dargelegt hat (Goethe und Napoleon, Frauenfeld 1899); es ist auch der Fall bei Bismarck und Nietzsche, obschon hier die Zeitgenossen sich nicht persönlich begegnet sind und Bismarck wohl kaum von Nietzsche persönlich Notiz genommen hat. Dafür ist aber Bismarck Nietzsche als ein sehr spürbares, wenn auch rein innerlich gebliebenes Erlebnis auf den Leib gerückt. Im Hefte der Zukunft vom 9. November 1898 (S. 321) sind unter dem Titel „Bismarck und die Deutschen“ einige Nachlassaphorismen über Bismarck aus den Jahren 1884 und 1885 von Frau Förster bekannt gegeben worden. Auf die mehrfachen Erwähnungen Bismarcks in Nietzsches Werken und Briefen ist unsere kleine Übersicht im Text zusammengestellt worden. Eine genauere Durchführung der Parallele nach grundsätzlichen Zeitlinien wäre lohnend. Als eigentlicher Vergleichspunkt ergäbe sich wohl die individuelle Präzision im Gegensatz zur sozialen Zerflossenheit in der Verfolgung derselben Tendenzen — dies gilt für die Politik bei



Bismarck und für die Kultur bei Nietzsche. Vielleicht ist in diesem Zusammenhange der französischen Bismarckauffassung zu gedenken, weniger der populären Darstellungen von Charles Benoit und Welschinger oder auch des dreibändigen Werkes von Paul Matter, „Bismarck et son temps“ (1907) als etwa des Werkes von Ernest Denis, „La fondation de l'empire allemand“ (1906). Charles Amler hat in seinem Bismarckbuch, das kurz nach dem Tode des Fürsten erschien (Le Prince de Bismarck, Paris 1899) als Kerngedanken seiner Auffassung vorangestellt (VIII des Vorworts, von mir übersetzt): „Bismarck war der ‚stellvertretende Mann‘ zuerst Preußens und dann des geeinigten Deutschlands. Ich versuchte zu beschreiben, wie seine Gedankenwelt genau in gleichem Maße sich verschob als die soziale und politische Schichtung seines Werkes sich verschob. Denn seine persönlichen Gedanken sind nicht abstrakte Wahrheiten. Sie sind Werkzeuge, die er sich schmiedet, um die Wirklichkeiten in seine Hand zu bekommen und Propagandamittel, die er wählt, um die Menschen zu gruppieren. Sie entspringen der politischen oder sozialen Situation und wirken in ihrer Weise auf sie bestimmend zurück. Wahrscheinlich hätte Deutschland auch ohne Bismarck seine Einheit vollendet. Die bürgerliche und konstitutionelle Verfassung, die er gründete, hätte auch ohne ihn sich durchzusetzen gewußt. Der Kampf mit dem organisierten Proletariat wäre ebenfalls ohne ihn ausgebrochen. Aber Bismarck hat den Anbruch des bürgerlichen und soldatischen Kaiserreichs beschleunigt, wie er die Organisation einer Proletariatspartei beschleunigt hat. Er hat in deutlicher Erkenntnis und aus einem machtvollen Antrieb Deutschland den Weg gewiesen, den er sich selber nur im dunkeln Drange und unsicher tastend gesucht hat.“ Die Frage ist berechtigt, ob Nietzsche nicht auf dem Gebiete der Kultur unter dem so eingestellten Gesichtswinkel den Vergleich mit Bismarck aushält, ob er nicht tatsächlich dem deutschen Geistesleben den elementaren Stoß nach vorwärts versetzt hat, der seit den Tagen Goethes und Schillers durch eine ganze Reihe von Instinkten in der breitesten Öffentlichkeit vorbereitet war, ohne daß aus eigener Kraft eine millionenköpfige öffentliche Meinung den Schritt von sich aus jemals hätte tun können. Um diese ungeheure Stoßkraft in sich aufzusammeln, mußte sich Nietzsche als Individuum vollständig erschöpfen und preisgeben, weshalb die Hauptaufgabe für eine gerechte biographische Nietzscheauffassung auf den Nachweis hinauszulaufen hat, daß sein grausamer Fanatismus gleichbedeutend war mit einer großen sittlichen Tat.

<sup>52</sup> Es ist indessen festzustellen, daß Frau Wagner in dem Erinnerungsbilde, das ihre Persönlichkeit in Nietzsches Seele zurückgelassen hatte, als ein schöpferisches Wesen dastand, wenn anders eine briefliche Mitteilung der Frau Pastor Nietzsche an Overbeck urkundlichen Wert beanspruchen kann. Nietzsche hatte nämlich in den zwei ersten Jahren seines Wahnsinns bis und mit Turin eine auffallend reichhaltige und ziemlich ungetrübte Erinnerung an sein früheres Leben; selbst nur ganz flüchtige Erlebnisse, die gegen zwei Jahrzehnte zurücklagen, erwähnte der Kranke mit völlig richtiger Namengebung. Dabei lief gelegentlich auch eine Enthüllung eines rein innerlichen Erlebnisses mit unter und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß er Frau Cosima Wagner tatsächlich für produktiv und für die Verfasserin einer Wagnerbiographie gehalten hat. Am 29. Juni 1891 schrieb Nietzsches Mutter an Overbeck aus Naumburg, sie pflege, um Nietzsches Gedächtnis nicht einschlafen zu lassen, es durch Fragen über seine eigene Vergangenheit



anzustacheln und bei dieser Gelegenheit habe ihr Nietzsche von Overbecks „Besuch“ in Turin erzählt (nach der einem Diktat gleichkommenden Nachschrift der Frau Pastor): „Er nahm mein Geld damals an sich und auch ein Kästchen mit Wagners Biographie und Briefen, Frau Cosima hat die Biographie mit großer Delikatesse geschrieben, ich habe die Kritik in die ‚Norddeutsche Zeitung‘ gemacht, es war etwas schwer. Bonfantini in Basel hat sie gedruckt; außerdem noch viel für Wagners.“ Ich messe dieser Phantasieausbiegung des Gehirnkranken das Gewicht eines psychologischen Aufschlusses insofern bei, als daraus hervorgeht, daß nach Nietzsches Auffassung Wagners Gattin ihrem Gemahl tatsächlich ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen gewesen ist und er sie deshalb instinktiv von der bloß rezeptiven in die produktive Sphäre versetzt hat.

<sup>53</sup> Die Rolle, die Hippolyte Taine nicht faktisch, sondern rein subjektiv in Nietzsches Seele gespielt hat, verlangt eine nähere Ausdeutung durch einen raschen Überblick über das tatsächliche wissenschaftliche Ansehen Taines in der heutigen französischen Geschichtsschreibung. Taines „*Origines de la France Contemporaine*“ fanden alsbald eine ebenbürtige Erwiderung in dem bedeutenden Buche von Albert Sorel, *L'Europe et la Révolution Française*. Diese acht Bände (1885—1892) sind der Leistung Taines bereits überlegen. Sorel zeigte klar und deutlich die Kapitaltatsache auf, die Taine übersehen hatte, daß nämlich das Werk der französischen Revolutionäre sich vollziehen mußte unter dem Druck des äußeren Kriegszustandes, wobei sogar das Dasein des Landes auf dem Spiele stand — daher dann die Notwendigkeit der innern Schreckensherrschaft. Die Unzulänglichkeit der Taineschen Leistung ist dann aber noch viel genauer aufgedeckt worden und zwar hinsichtlich der Lücken seiner Arbeitsweise durch Alard, „*Taine, historien de la Révolution française*“ in der Zeitschrift, betitelt: „*La Révolution française*“, die ausschließlich dem Studium dieses Zeitabschnittes gewidmet ist und bereits 27 Jahrgänge zählt. Alard begann seine nun bereits zahlreichen Artikel über Taine in der Nummer des 14. März 1906; er weist unwiderleglich nach, daß Taine, der dem Uneingeweihten als ein Ausbund von Belesenheit erscheint, in Wirklichkeit recht spärlich informiert war und sehr wenig gelesen hat, — außerdem entstelle er den Sinn der wenigen Urkunden, die er studiert habe. Aber Taines Art, Schlüsse zu ziehen, äußert sich Paul Lacombe „*Note sur Taine*“ in der *Revue de Synthèse historique* 1907 (fünf Artikel sind erschienen), außerdem in der *Revue de Metaphysique et Morale*, Septembre 1907: *De l'esprit classique dans la Révolution française selon Taine*. Paul Lacombe ist der ehemalige Generalinspektor der französischen Staatsarchive — eine durchaus überragende Persönlichkeit, nur hat er spät angefangen zu schreiben; er weist nach, daß Taine sich nicht einmal um die Voraussetzungen einer Moralphilosophie gekümmert hat. Aber Taine als Literaturhistoriker hat Lacombe bereits vorher ein Buch geschrieben: *Taine, historien des littératures* 1905. Um übrigens einen Begriff davon zu geben, was für ein Umfang des wissenschaftlichen Betriebes bei einer Kritik von Taines Revolutionsgeschichte in Frage steht, lasse ich noch eine tabellarische Zusammenstellung über die Teilgruppen der gegenwärtigen französischen Gelehrsamkeit in bezug auf diesen Gegenstand folgen:

#### Erforschung der französischen Revolution

1. Kriegsgeschichte. Die Arbeiten der geschichtlichen Abteilung im französischen Generalstab zu Paris; außerdem Arthur Chuquet, *Les*



guerres de la Révolution (11 Bände erschienen) und Chassin über die Kriege der Vendée (1812—1900, ebenfalls 11 Bände).

2. Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte. Die Arbeiten von Levasseur, Gomel, René Stourm, Brette, Sagnac, Charléty; außerdem die Tätigkeit der Kommission, die besonders für die Veröffentlichung der volkswirtschaftlichen Dokumente aus der Revolutionszeit eingesetzt ist und deren Vorsitz Jaurès führt. Dieser hat auch persönlich vier Quartbände veröffentlicht in der *Histoire socialiste*. Hierher gehören auch die sechs- und fünfbändigen Werke von Wallon über das Revolutionstribunal und die Volksvertretung.

3. Religionsgeschichte. Die Werke von Sicard, Delarc, Debédour über Kirche und Klerus sowie Aulard „Le Culte de la Raison et de l'Être suprême“ und Mathiez, „Le Culte décadaire und la Théophilanthropie“.

4. Politische Geschichte. Vor allem bearbeitet durch Aulard, Professor an der Sorbonne, und seine Schüler; er veröffentlicht die Protokolle des Comité du Salut public, der jakobinischen Gesellschaft; die Urkunden des Comité de l'instruction publique gab James Guillaume heraus usw. Die einzig wissenschaftliche Zusammenfassung dieser Studien ist das Werk von Aulard, *Histoire politique de la Révolution française*, Paris 1901, 800 Seiten Großoktav.

5. Biographien und lokale Monographie. Robinet über Danton (1889), Madelin über Fouché (1901), Daudet über Pichegru (1901) usw., Vidal über die Revolution in den Ostpyrenäen, Rouvière im Gard, Bussière im Périgord, Wahl in Lyon, Vignier in der Provence, Leduc im Ain, Breteau im Cher u. s. w.

Es ist natürlich unmöglich, auf einer halben Druckseite einen Begriff zu geben von der ungeheuren wissenschaftlichen Bewegung, die um Taine herum begann, aber in der er nicht inbegriffen ist. Sein berühmtes Geschichtsbuch ist das Werk eines hochbegabten Rhetors; als wissenschaftliche Leistung tritt es in eine Linie mit hundert andern gleichzeitigen Büchern, die als nützliche Beiträge zur französischen Geschichtswissenschaft zu gelten haben. In Frankreich erscheinen seit ungefähr zwanzig Jahren jährlich 4—5000 Veröffentlichungen zur französischen Geschichte seit 1500, von diesen entfallen ungefähr 1500 Bände, Aufsätze und Urkundendrucke auf die Revolutionszeit und das erste Kaiserreich. In keinem andern Lande der Welt werden die vier letzten Jahrhunderte so methodisch und so vollständig erforscht, wie im heutigen Frankreich; selbst Deutschland kann hier nur für das Zeitalter der Reformation Schritt halten. Diese moderne Geschichtsliteratur hat Taine zu einem guten Teil noch erlebt, aber von ihr so gut wie keine Notiz genommen, ganz ähnlich wie sich Jakob Burckhardt als Kenner der griechischen Kulturgeschichte zu der religionsgeschichtlichen Philologenschule gestellt hat. Lehrreich für die Psychologie Taines ist der Essay „Les deux Taine“ von Paul Bourget (*Études et Portraits* III, Sociologie et Littérature, 1906, S. 82—113). Für die kulturelle Mythologisierung, die Niebsche vor sich selbst mit Taine als einem Typus des lateinischen Genies vorgenommen hat, ist es nun bezeichnend, daß er in Taine gerade den Skeptiker und Traditionalisten feiert, den er doch aus seinen innersten Jaulage-Instinkten heraus hätte bekämpfen müssen.

Der Ruhm Taines ist gemacht worden durch die französischen Konservativen und durch deutsche Historiker. Im intellektuellen Frankreich unserer Tage wird



die systematische Verleumdung der französischen Revolutionsgroßtat der deutschen Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts beinahe wie ein Verbrechen zur Last gelegt, da ja doch Scharnhorst, Hardenberg, Stein und Theodor von Schön wesentliche Bestandteile ihrer staatsmännischen Schöpfungen von dem revolutionären Frankreich entliehen und derartige stille Anleihen sich durch das ganze Jahrhundert hindurchgezogen hätten; auch hat die deutsche Geschichtswissenschaft systematisch den Ruhm der reaktionären Franzosen gepflegt. Eine leise Umwandlung zu einer Korrektur im Sinne der Wahrheit läßt sich in der jungdeutschen Historikerschule wahrnehmen; aber diese Sinnesänderung ist noch nicht wissenschaftliches Allgemeinut geworden. In Overbecks Exemplar des ersten Bandes von Taines *Origines* hat Overbeck selber eines der frühesten berichtigenden Urteile eigenhändig abgeschrieben, nämlich die Stelle aus einem Aufsatz über „Die französische Revolution und die Kirche“ von Max Lenz (*Cosmopolis, Revue internationale*, Tome I. p. 587): „Nichts ist verkehrter als die Tragödie der Revolution, die in jedem Szenenwechsel eine furchtbare Verflechtung von Schuld und Schicksal, ein angehendes Getümmel von Interessen, Leidenschaften und Notwendigkeiten und den Kampf einer 1000jährigen Vergangenheit mit der gärenden Gegenwart darstellt, rein rätsonierend und abstrakt aus den Ideen der französischen Philosophie des Jahrhunderts ableiten zu wollen; als ob sie nicht gekommen wäre, wenn Voltaire und Rousseau nicht gelebt hätten. Das ist der Grundirrtum in Taines großem Werk, so reich an Geist und Wissen es sein mag, daß er seine Philosophie nicht los werden kann und die Geschichte der Revolution, das Ergebnis von Jahrhunderten, behandelt wie einen dialektischen Prozeß. So gelangt er dazu, sie als das Werk einer kleinen Sekte aufzufassen.“ Es ist daher schade, daß Rohde seinen Brief an Nietzsche, der eine Kritik Taines enthalten hat, selber vernichtete — es wäre lehrreich jetzt noch festzustellen, ob seinem geringschätzigen Urteile nur ein allgemeiner Widerspruch zugrunde lag, oder doch auch schon etwas von einer sachlichen Einsicht, mit der man jetzt einer Überschätzung Taines entgegentritt; übrigens hat bereits im Jahre 1887 Jérôme Napoléon Bonaparte in seinem Buche *Napoléon et ses détracteurs*, das Nietzsche wenigstens dem Namen nach bekannt war, sich gegen Taine erhoben (Briefe II, 584): „Nota bene über Mr. Taine bitte ich Dich zur Besinnung zu kommen. Solche grobe Sachen, wie Du übrigens sagst und denkst, agacieren mich. Dergleichen vergeb ich dem Prinzen Napoleon; nicht meinem Freunde Rohde. Wer diese Art von strengen und großherzigen Geistern mißversteht (— Taine ist heute der Erzieher aller ernsteren wissenschaftlichen Charaktere Frankreichs), von dem glaube ich nicht leicht, daß er etwas von meiner eigenen Aufgabe versteht.“ Diese Zeilen gehören auf das letzte Briefblatt, das Nietzsche an Rohde gerichtet hat; die beiden früheren Briefe vom 21. und 23. Mai 1887 enthalten Nietzsches eigentliche Verteidigung Taines sowohl in seiner Eigenschaft als Denker wie auch als persönlichen Dank für die Nietzsche brieflich bekundete Anteilnahme Taines.

Ergänzend ist beizufügen, daß die von Nietzsche so hoch geschätzte persönliche Empfehlung des französischen Schriftstellers Jean Bourdeau sich, wenn sich diese Beziehung verwirklicht hätte, kaum zu Nietzsches Zufriedenheit bewährt haben würde. Taine schrieb Nietzsche am 14. Dezember 1888 (Briefe III, S. 206): „Puisque vous souhaitez un lecteur compétent, je crois pouvoir vous indiquer le nom de Mr. J. Bourdeau, rédacteur du Journal des Débats et de la Revue des deux mondes; c'est un esprit très cultivé, très libre, au courant



de toute la littérature contemporaine; il a voyagé en Allemagne, il en étudie soigneusement l'histoire et la littérature depuis 1815, et il a autant de goût que d'instruction.“ Wie weit her es jedoch mit dieser von Taine gerühmten Kenntnis der deutschen Kulturzustände bei J. Bourdeau ist, mögen folgende Feststellungen lehren: Bourdeau schrieb über Deutschland drei Bände „Socialistes allemands et nihilistes russes 1895“, „L'Évolution du Socialisme“, 1901; „Poètes et humoristes de l'Allemagne“, 1906. Alle diese Bücher sind nur Sammlungen von periodischen Artikeln. Von gröberen Verstößen und Irrtümern sind zu nennen: Im Buche über die deutschen Sozialisten behauptet er, das „Kapital“ von Karl Marx habe „unzählige Auflagen“ erlebt; tatsächlich sind es ihrer genau vier gewesen und jede bedeutete ein bibliographisches Ereignis und ist von den vorhergehenden stets wesentlich verschieden. Im Artikel über Gottfried Keller sind vergessen oder übersehen die „Züricher Novellen“, „Das Sinngedicht“, „Martin Salander“, die „Gedichte“ und der „Nachlaß“; auch kennt er Baechtolds Biographie nicht. Bourdeau, heute anfangs der fünfzig, war im Jahre 1888 intellektuell und freigeistig; seitdem ist er aber wieder zu seiner Religion zurückgekehrt und der Vertreter einer durchaus reaktionären und klerikalen Sinnesrichtung. In sozialer und politischer Hinsicht hat er überhaupt von jeher auf dem heute vertretenen Standpunkt gestanden. Er ist noch heute Redakteur am Journal des Débats und Schwiegersohn von Elme Caro, dem 1887 verstorbenen Philosophieprofessor an der Sorbonne von streng katholischer Observanz, der dem Salonweisen in Paillerons Lustspiel „Die Welt, in der man sich langweilt“ zum Modell gedient haben soll.

<sup>34</sup> Neuestens ist das literarische und persönliche Verhältnis Nietzsche's und Karl Spittlers mit lang zurückgehaltenen brieflichen Dokumenten endlich zugänglich geworden in seiner Veröffentlichung von Nietzsche's Schwester: „Friedrich Nietzsche und die Kritik“ in der Wochenschrift „Morgen“, 1907, No. 16 S. 488—493. Dort sind sechs Briefe und Postkarten abgedruckt, die Nietzsche in seinen beiden letzten Schaffensjahren an J. V. Widmann gerichtet hat. Der erste dieser Briefe aus Sils den 28. Juni 1887 nimmt Bezug auf Widmanns Artikel über „Jenseits von Gut und Böse“. Frau Förster vertritt die Ansicht, daß dieser „Dynamit“-Artikel „meinem Bruder offenbar Vergnügen bereitet hat“, — scheinbar mit Recht, weil in wörtlichem Anklang an die Eingangsworte von Nietzsche's Brief; aber gerade hier galt es mit Vorbehalt und zwischen den Zeilen zu lesen. Tatsächlich brachte es Nietzsche eben doch nur über sich, Widmanns Anzeige als „jedemfalls bei weitem die intelligenteste Besprechung“ zu registrieren, „die dieses unsympathische Buch bisher erfahren hat“. Die folgenden Briefe beschäftigen sich mit Widmanns Freund und Mitarbeiter Carl Spittler als dem Verfasser der Gesamtwürdigung von Nietzsche's Schriften (die „Genealogie der Moral“ wurde noch in der kleinen, etwas absprechend gehaltenen Nachnotiz erwähnt). Diese Zuschriften an Widmann sind, als Zusammenhang gewertet, ein sprechendes Beispiel für Nietzsche's gewaltsame Stimmungsumschläge, in denen sich seine Verlegenheit und Unfreiheit angesichts einer zugespitzten Situation verrät. Die Analyse dieser Briefe möchte ich auf den Kommentar der an Overbeck gerichteten Briefe versparen, woselbst dieser Vorfall eine weit ruhigere und ungezwungener Berichtserstattung durch Nietzsche selbst erfahren hat.

Weit wichtiger sind für uns an dieser Stelle die öffentlichen Erklärungen, die Carl Spittler jüngst persönlich abgegeben hat, zunächst mündlich als Gast



des Neuen Vereins in München am 25. Oktober 1907 und zu gleicher Zeit in einem Feuilleton der Wiener „Zeit“, 24. Oktober 1907 (1826). Diesen Kundgebungen sind folgende tatsächliche Punkte zu entnehmen: 1. Spitteler hat sich aus einer ausgesprochenen Antipathie, die ihm aus der Lektüre der ersten unzeitgemäßen Betrachtung erwuchs, vor Nietzsche gehütet und zurückgehalten — hierin genau von denselben Empfindungen geleitet, die Gottfried Kellers ersten Eindruck von Nietzsche bestimmt haben: „Ich hatte gegen Nietzsche ein altes tiefes Vorurteil, eine ungünstige Meinung von seinem Charakter wegen seiner Schmähchrift gegen den vereinsamten, von der gesamten Christenheit grimmig gehaßten Strauß (den „Leben Jesu“-Strauß). Ich hatte einst als Student in Basel den Jubel der Frommen über die unverhoffte Unterstützung durch einen freigeistigen Philologen mitangehört. Das hatte ich ihm noch nicht vergessen. Hier liegt der Grund, warum unser Briefwechsel spärlich und oberflächlich blieb: ich besaß mich der Zurückhaltung, ich ließ den Briefaustausch absichtlich immer wieder einschlafen.“ — 2. Die große Generalcharakteristik von Nietzsche als Schriftsteller im Sonntagsblatt des „Bund“ (Januar 1888) erfährt auf ihr Zustandekommen hin von ihrem Verfasser folgende nähere Beleuchtung: „Es wurde mir versichert, daß Nietzsche (damals außerhalb Basels noch ganz unbekannt) eine Besprechung dringend wünsche, und daß ihm eine unzulängliche Besprechung immer noch einen viel größeren Dienst leiste als gar keine. So ergab ich mich denn schließlich opfermutig in die Herkulesaufgabe, zehn dicke philosophische Bände binnen vierzehn Tagen (denn auch diese Frist war mir gegeben) zu besprechen. Ungefähr so, wie man an eine Feuerspritze eilt, wenn es brennt und ein Feuerwehrmann plötzlich ohnmächtig geworden ist; hoffend, man werde ob dem hilfreichen Werk-eifer allfällige unrichtige Schwenkungen entschuldigen, und wohl wissend, daß ich mich Unannehmlichkeiten aussetzte, falls jemals ein übelwollender oder beschränkter Inspektor dahinter geraten würde. Nietzsche hat übrigens meine Besprechung, obschon sie ihm durchaus nicht in jedem Punkte mundete, nicht bloß gut, sondern sogar mit heller Freude aufgenommen, da er vernünftig genug war, um nicht zu erwarten, daß ich den Freimut, den er an mir schätzte, nun plötzlich ihm gegenüber abdanken sollte, und zu geschweigen, um über die Wahrnehmung, daß ich seine Werke erst jetzt, in übereilter Hast, kennen gelernt hatte, empfindlich zu werden.“ — 3. Erst sehr spät wurde Spitteler inne, daß auf Nietzsches Seite Bekanntschaft und warmes Interesse an ihm seit langem vorhanden sei, wie ich persönlich vermute, überhaupt schon seit Nietzsches erster Basler Zeit infolge der Mitteilungen Overbecks und anderer Kollegen über den originellen, künstlerisch stark veranlagten Predigeramtskandidaten Spitteler (vgl. Band I, S. 43). 4. Der erste Anlaß zu einem Briefwechsel zwischen beiden ergab Nietzsches Anerbieten, Spitteler einen Verleger zu suchen: „Der Briefwechsel wurde im Herbst 1887 in zuvorkommendster Weise von Nietzsche eröffnet. Er hatte Vergnügen an meinen ästhetischen Aufsätzen im Berner „Bund“ gefunden, er hatte von J. V. Widmann erfahren, daß ich seit langen Jahren keinen Verleger finden konnte, nun bot er sich mir in lebenswürdigster Weise freiwillig an, mit zu einem Verleger behilflich zu sein. Er lieb mir dann auch wirklich seine Fürsprache, leider nützte sie nichts. Es war mithin ein doppeltes Motiv, das ihn zu mir führte; einmal das sachliche Interesse: er wünschte, daß jene Aufsätze gedruckt würden, weil sie mit seinen ästhetischen Ansichten und Urteilen übereinstimmten, dann ein menschenfreundliches Motiv, seine Gutartigkeit, die ihn antrieb, mir einen



Dienst leisten zu wollen. Zugleich erhielt ich den Eindruck, er würde einem näheren Verhältnis zwischen uns, also einem Gedankenaustausch, vielleicht der Freundschaft, nicht abhold sein.“ — 5. Nietzsche hat sich bei dem Begründer des „Kunstwart“ Ferdinand Avenarius um die Aufnahme Spittlers in den Kreis der Mitarbeiter verwendet. Spittler blieb davon ohne jede Ahnung: „Freilich hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß, hätte ich erfahren, wie oft und wie herzlich Nietzsche sich über mich gegen Dritte äußerte, hätte ich vor allem davon Kenntnis gehabt, daß ich die Einladung des „Kunstwart“ zur Mitarbeit seiner eindringlichen Fürsprache verdankte, so würde mein Dankgefühl mein Vorurteil durchbrochen haben, ich hätte auch das Bedürfnis empfunden, mich ihm persönlich vorzustellen, um ihm meinen Dank in warmen Worten auszusprechen, und damit wäre wohl vieles anders geworden. Allein von dem allem wußte ich ja nichts und konnte ich nichts wissen, und so blieb es bei meiner Zurückhaltung.“

6. Über den Ausbruch von Nietzsches Unwillen, der sich von Peter Gast zu einer nachträglichen Beschwerde bei Widmann gegen den Schlußsatz Spittlers hatte bewegen lassen, äußert sich dieser folgendermaßen: „Nachträglich ließ sich dann Nietzsche von seinem Anhang gegen meine Besprechung aufheizen, und nachdem er sich erst sattfam gegen Widmann über mich ausgetobt, schrieb er an mich über jene Besprechung einen durch und durch verdrehten Brief, sich bei mir erkundigend ob ich vielleicht die Besprechung seiner Werke von Spittler im „Bund“ zu sehen bekommen habe, und dergleichen Kunststücklein mehr. Nach einer Menge von gereizten Protesten erklärte er sich mir zum Dank verpflichtet „und hoffentlich nicht zum letzten Male“. Solches verdrehte Zeug nannte Nietzsche „Ironie“ und war über die Maßen stolz darauf. Nachher kam er von selber wieder zu sich. Ich habe noch zu erwähnen, daß Widmann bei diesem Anlaß sich überaus taktvoll benahm; er führte zum Beispiel einen Auftrag Nietzsches, mir eine entrüstete Kritik, die ein dritter gegen meine Kritik geschrieben, zuzusenden, einfach nicht aus. Es gibt Menschen, welche Verstimmungen vergiften, und Menschen, welche sie verjähren; Widmann gehört zu diesen letzteren. Ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, daß Nietzsche später bloß von einem „Wölkchen“ zwischen ihm und mir sprechen konnte.“ — 7. Spittler blieb zuletzt einer derjenigen, auf die Nietzsche bei seinen Agenten- und Propagandaplänen des letzten Monats bestimmt rechnen zu können meinte. Nietzsche wollte nach dem „Fall Wagner“ die für nötig erachtete Dupliz nicht allein führen. — Die zweite verschärfte Äußerung seines Wagner-ressentiments sollte ursprünglich nicht ausschließlich von ihm selbst, sondern auch von seinen philosophischen Trabanten ausgetragen werden. Spittler war zur Mitarbeit an „Nietzsche contra Wagner“ ausersehen gewesen; sein Bericht hierüber lautet: „Er hatte seinen Krieg gegen Wagner offenbar mit großen Siegeshoffnungen begonnen, im Glauben, den Papst, den er eingeseht, auch wieder absetzen zu können. Das schlug fehl. Seine Schrift „Der Fall Wagner“ traf überall auf weiße Gesichter, ich war meines Wissens der einzige, der freudig und uneingeschränkt zustimmte. Nun hatte aber Nietzsche gegen Wagner einen maßlosen, ja geradezu tollen Haß. Gestand er mir doch zum Beispiel, die Oper „Carmen“ nur aus Bosheit („Bosheit“ ist sein eigener Ausdruck) so unbändig gelobt zu haben, weil er damit Wagner grün und gelb zu ärgern hoffte. Dieser Haß erlaubte ihm nicht, die Erfolglosigkeit seiner Schrift „Der Fall Wagner“ zu verwinden. Er plante daher einen zweiten, noch viel schärferen Feldzug; und da er allein nicht zum Ziel gekommen war, schaute er sich nach einem Bundesgenossen um. Den



glaubte er in mir zu sehen. Er schlug mir deshalb eine Art Zweibund gegen Wagner vor und unterbreitete mir folgenden eigentümlichen Kriegsplan: Wir sollten, meinte er, beide zusammen, gemeinschaftlich eine Schrift herstellen, die den Titel führen sollte: „Nietzsche kontra Wagner“ und den Untertitel: „Älftenstücke aus Nietzsches Werken“. In dieser Schrift sollte nachgewiesen werden, daß er, Nietzsche, keineswegs wie die deutsche Kritik behauptete, eine späte, plötzliche Sinnesänderung gegenüber Wagner vorgenommen habe, sondern daß er tatsächlich schon seit zehn Jahren gegen Wagner Krieg führe. Das könne und wolle er beweisen. Die Beweisstellen wolle er selber zusammentragen, eigenhändig abschreiben und mir zusenden. Das Ganze solle ich unter meinem Namen herausgeben und eine fulminante Vorrede dazu schreiben, die einer Kriegserklärung gegen Wagner und gegen die ganze moderne Musik gleichkäme. Darauf konnte ich selbstverständlich nicht eingehen. Ob er mich schon inständig bat, nicht nein zu sagen, so mußte ich doch bündig ablehnen.“ Nach dem Scheitern dieses Planes machte Nietzsche in derselben Richtung einen letzten Versuch, in seinem Prinzipienkampf gegen Wagner gewissermaßen öffentlich Schule zu machen, indem er seinem Freunde Dr. Carl Fuchs vorschlug, gemeinsam mit Peter Gast eine anti-wagnersche Streitschrift herauszugeben, betitelt: Der Fall Nietzsche von Peter Gast und Carl Fuchs (Briefe I, No. 241, S. 540). — 8. Endlich gehörte Spitteler auch zu der kleinen Gemeinde derer, die beim Ausbruch des Wahnsinns von Nietzsche einen der Grußettel erhielten. „Bald darauf erfolgte Nietzsches Umnachtung, die er, beiläufig gesagt, auch mir durch einige bedauerliche und mitleid-erregende Zeilen offenbarte.“

Zum Schluß ist hervorzuheben, daß Spitteler in seinen ausführlichen Darlegungen auf seine ehemals im „Kunstwart“ abgegebene Erklärung, Nietzsche habe den Epimetheus gekannt, ehe er den Zarathustra schrieb, nicht mehr zurückkommt, also diese wichtigste Behauptung weder bestätigt noch durch die noch schuldigen Belege stützt. Statt dessen erscheint im „Kunstwart“ (1. Novemberheft 1907) die Frage nach dieser Abhängigkeit im Gewande einer ausgesprochenen literarischen Gewissensnot (S. 179—181), wobei Epimetheus als ein verkannter „Ur-Zarathustra“ hingestellt und nach erfolgter Summierung der Berührungen das Urteil gesprochen wird: „Das ist nicht nur Beeinflussung, das ist Entlehnung.“ Der Artikel bringt einige neue Gesichtspunkte für die bestehende Ähnlichkeit: bei beiden die „Eöwin Weisheit“ als Mutter, ferner bei Spitteler die „strenge Herrin“, bei Nietzsche die „furchtbare Herrin“, als Bezeichnung von Seele und Gewissen, ferner die gemeinsame Gestalt eines franken Gottes als Schöpfers dieser Welt. Im Dezemberheft der „Rheinlande“ 1907 hat dann die Verfasserin C. Wilsch ihren Gedankengang noch erweitert, die Belegstücke noch vermehrt. Aber allein schon die Meinung, als sei Spittlers Dichtung die einzige Parallele für den Psalmenstil Zarathustras, ist einseitig und unhaltbar. In „Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung“, Leipzig 1907 schreibt Stephan Zweig (Seite 10): „— Eine Prosa, die an Kunstwert das höchste der Poesie ist, groß wie die Zeilenkatarakte des Walt Whitman, wie die dionysischen Ekstasen Nietzsches. Innerlich kulturbefreit, wird er, den stammelnden Uralten wieder nahe, religiös in einem tieferen Sinne, rhapsodisch und predigerhaft; kaum gibt es eine merkwürdigere Stilähnlichkeit des Zufalls, als die beiden, fast gleichzeitigen Bücher der einsam Gewordenen, Weltbefreiten, als Une saison en enfer und der Zarathustra.“ Wenn also behauptet wird, das plötzliche Auftreten des hieratischen



Stils bei Nietzsche erkläre sich nur durch die Abhängigkeit von Spittellers Epimetheus so ist dagegen an die anerzogene Bibelfkenntnis des Pastor Johannes und Pförtnerjünglings, besonders aber an das klösterliche Bibelstudium von Sorrent zu erinnern. Jedenfalls war die Anwendung der Hieratik in ihm beträchtlich vorbereitet und, wenn sie auf einen äußern Einfluß zurückzuführen ist, nur die Erwiderung auf einen empfangenen Reiz, keineswegs aber eigentliche Nachahmung. Der Psalminton wirkt bei Nietzsche entschieden spontaner und ungezwungener als bei Spitteler, bei dem er von vornherein als gewollter Stil und deshalb nicht immer mit zwangloser, unbeabsichtigter Freiheit auftritt. Obwohl nun Spitteler der bilderschwere Stil einer visionären Überwelt näher liegen und tiefer wurzeln mag, da er überhaupt der Grundstil seines ganzen Schaffens ist, so erscheint dieser Stil bei Nietzsche, das eine Mal da er ihn anwendet, von vornherein als ein viel natürlicheres und dem Inhalt angepaßteres Ausdrucksmittel. Dies wäre aber der Punkt, wo in erster Linie ein abschließendes Schiedsgericht einzusetzen hätte, und seit Weingartners Heroldsruf hat es überhaupt den Anschein, als ob nicht um die Priorität, sondern um die Superiorität des Epimetheus gekämpft werden soll. Man fährt aber so lange mit der Stange im Nebel herum, als der vernünftige Ausgangspunkt für diese Kontroverse, nämlich Nietzsches Epimetheus-Ektüre vor Abfassung seines Zarathustra, durch eine urkundliche Aussage nicht tatsächlich verbürgt ist. Ich selbst habe eifrig mehrere Spuren verfolgt, die mir eine dokumentarische Ausbeute zu verheißen schienen (Anfragen bei Frau Professor Overbeck und bei Frau Professor E. Stromboli geb. Rohr in Florenz, die, damals in Basel wohnhaft, durch einen dem Widmannschen Kreise angehörenden Berner Literaturfreund auf Epimetheus aufmerksam gemacht worden war und das Buch unter ihren Bekannten empfahl; die sehr bestimmt lautenden Aussagen der beiden Damen setzten mich leider nicht in Stand, wie ich gehofft hatte, Spittellers Aussage im „Kunstwart“ XVI, 3, S. 134: „Nietzsche kannte den Epimetheus, ehe er den Zarathustra schrieb“ durch einen stichhaltigen Beleg zu stützen). Sollte dieser Beweis anderweitig noch erbracht werden, oder auch nur der Nachweis der äußeren Wahrscheinlichkeit etwa durch die dankbare und anerkennende Erwähnung des Epimetheus in noch unveröffentlichten Briefen Nietzsches, sei es an Spitteler selbst, sei es an sonst jemanden, so läge auch dann nur ein weiteres allerdings besonders eindrückliches Beispiel für Nietzsches beinahe schrankenlose Rezeptivität vor; aber gerade dieses Beispiel würde besonders deutlich zur Anschauung bringen, daß die fremden Einwirkungen, die Nietzsche auf sich zugelassen hat, vorwiegend evokativer und nicht eigentlich substanzialer Natur gewesen sind, so daß die auswärtige Bereicherung schließlich darin gipfelt, Nietzsches unanfechtbaren, also eigenen Reichtum zur Geltung gebracht zu haben. In der vergleichenden Tätigkeit sowohl der Natur- als der Geisteswissenschaften wird es längst als vorlauter Dilettanteneifer belächelt, auffallende Analogien durchaus auf Abhängigkeit zurückführen zu wollen. Will also derjenige Zweig der Literaturgeschichte, der sich am zeitgenössischen und zum Teil sogar noch lebenden Objekt zu schaffen macht, nicht für rückständig gelten, so hat für ihn die Fragestellung einfach folgendermaßen zu lauten: Aus was für Ursachen ist es zu erklären, daß zu Anfang der achtziger Jahre in verschiedenen abseits stehenden schöpferischen Persönlichkeiten der hieratische Erysimus zum Durchbruch kommt? Was Spitteler betrifft, so hat er seinen Ruhm voll erleben dürfen, und er, der sarkastische Pathologe des Enthusiasten-



unwesens, wird es wohl kaum für nötig erachten, sich als „verkanntes Genie“ ausgraben zu lassen, wie das seine „Gemeinde“ offenbar nun allen Ernstes im Sinne hat.

<sup>55</sup> Jener Brief Niebsches an Jakob Burckhardt, der am 6. Januar 1889 in Basel eintraf und für den Irrenarzt den Ausbruch des Wahnsinns dokumentierte, ist von seinem Empfänger Overbeck zum bleibenden Besitz überwiesen worden in der zutreffenden Annahme, er könnte für diesen ein wertvolles Beweisstück zu seiner Rechtfertigung werden. Dieser Brief ist somit ein Bestandteil von Overbecks Niebsche-Nachlaß geworden; ich habe ihn seinem wesentlichen Inhalte nach dreimal für meine Darstellung benützt: Band I, S. 284 und Band II, S. 81, 230.

Wenn Overbeck in seinen allgemeinen Erörterungen über Niebsches Freundschaften das Verhältnis zu Jakob Burckhardt an erster Stelle nennt, so hat er damit Niebsche in dessen zweitem Schaffensdezennium aus dem Herzen gesprochen. In den achtziger Jahren richtete sich, wie wir ausgeführt haben, Niebsches Freundschaftsempfindung nach seinem Freundschaftsbedürfnis, das sich, je einsamer er sich als Kulturbringer vorkam, desto leidenschaftlicher vor allem den ihm in seiner Kulturkonzeption verwandtesten Naturen zuehrte. Niebsches Initiative zur Freundschaft, die er aus Anlaß jedes neuen Buches mit einem herzblütigen Briefe an Burckhardt ergriff, spricht eine beredete Sprache. Doch ist auch ein indirektes Zeugnis dafür nicht zu übersehen. Neben Burckhardt und Caine hat der Historiker und Publizist Carl Hillebrand, dessen Deutschtum sich durch merkwürdige Schicksale (Achtundvierziger, Sekretär Heines in Paris, französischer Graduiertter und staatlicher Deutschlehrer an der Militärschule von St.-Cyr, sowie ordentlicher Professor der ausländischen Literaturen an der Universität Douai, sodann nach dem Kriege als Times-Korrespondent in Rom und endlich als Privatgelehrter in Florenz) mitteleuropäisch überwachsen hatte, auf Niebsche eine starke Anziehungskraft ausgeübt. Dieser hat es ihm nie vergessen, daß er nach dem Erscheinen der ersten unzeitgemäßen Betrachtung das leuchtende Gegenstück zu dem bösen Grenzboten-Artikel durch eine äußerst verständnisvolle Besprechung in der „Mugsburger Allgemeinen“ geliefert hatte. Noch im Ecce homo gibt Niebsche dieser dankbaren Erinnerung einen umfassenden Ausdruck (Biographie II, 134): „Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine außerordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Karl Hillebrand, dieses letzten h u m a n e n Deutschen, der die Feder zu führen wußte. Man las seinen Aufsatz in der „Mugsburger Zeitung“; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereignis, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche W i e d e r k e h r des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmak, für ihren vollkommenen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, — in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerratbaren Kunst der Polemik. Unbedingt jagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprachverlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (— heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen —), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller“ dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung



für meinen Mut auszudrücken — jenen „höchsten Mut, der gerade die Lieblinge des Volkes auf die Anklagebank bringt“. Hillebrand, der 1884 nur fünfundfünfzig Jahre alt starb, erlebte nur noch den Zarathustra und schrieb nach der Lektüre des ersten Teils aus Gerzau den 16. September 1883 an Hans von Bülow (Bülowbriefe Bd. IV, Leipzig 1907, S. 221/222): „Mit dem Zarathustra ist mir's wunderbar ergangen. Im Mai, ehe ich Florenz verlassen, schickte mir's Nietzsche, und dabei einen Brief, so seltsam ergreifend, daß ich mich der Tränen nicht enthalten konnte. Ich habe ihn nur einmal flüchtig gesehen, aber auch er hat zu mir das sonderbar magnetische Vertrauen, das mir mein Leben über so oft von Unglücklichem entgegengebracht worden. Er traut nur mir und Burckhardt, schreibt er: sagt, was er alles gelitten usw. Ich schrieb ihm sofort ein paar Zeilen nach Rom, wo er sich gerade aufhielt, und dachte sein Büchlein mit auf die Reise zu nehmen; aber meine Frau hatte es, in ihrer Weise versteckt, weil sie fürchtete, es möchte mich aufregen. Das tat's nun gar nicht. Ich finde wirklich Bewundernswertes, geradezu Großes darin; aber die Form läßt keine rechte Freude daran aufkommen. Ich lasse das Aposteltum und die Apostelsprache; und gar diese Religion, als der Weisheit letzter Spruch, bedarf der Einfachheit, Nüchternheit, Ruhe im Ausdruck. Auch hab' ich keine rechte Sympathie mit Menschen, die nach dem 40. Jahre noch wertherisch an sich herumlaborieren, anstatt frei und frank vor sich in den Tag hinein zu leben; deshalb bedaure ich solche Geistesranke, denn das sind sie nicht minder. Aber Nachdenken über sich selber und nicht Herauskönnen aus sich selbst ist eine böse Kinderkrankheit; sie sollte man mit dem 30. Jahre überwunden haben.“ Nicht von ungefähr spricht aus diesem letzten Urteile Hillebrands über Nietzsche genau dieselbe Stimmung, wie aus dem Verhalten Burckhardts: ein gewisses überdrüssiges Interesse, ein zwiespältiger und deshalb unerquicklicher Anteil. Das Schlussergebnis auch des Verhältnisses von Hillebrand zu Nietzsche, dem doch auch seinem kühleren Teile nach ein aufrichtiges und unerschüttertes Wohlwollen zugrunde lag, ist ein neuer Beleg für den unbeirrbaren Scharfblick, mit dem Overbeck das tragische Schicksal von Nietzsches heißem Freundschaftsbedürfnis zu ergründen wußte (Band II, S. 118): „Der arme Nietzsche mochte allemal ausnehmend, viel weniger bis gar nicht mochte man ihn.“

66 für eine Biographie Rohdes war Overbeck ein kompetenter Beurteiler. Er hat das Lebensbild Rohdes aus der Feder von dessen Heidelberger Nachfolger Geheimrat Professor Dr. Otto Crusius, jetzt in München, seinem Buchwerte nach sehr hoch eingeschätzt und öfters die Gelegenheit wahrgenommen, die Lösung des rein formalen Problems, das mit der schriftstellerischen Aufgabe einer abzufassenden zeitgenössischen Biographie gegeben vorliegt, als durchaus nach seinem Geschmack zu bezeichnen. Indessen hat auch Overbeck selber schon an Crusius' Darstellung inhaltliche Kritik zu üben sich veranlaßt gesehen. Es betraf die Auffassung des Verhältnisses zwischen Nietzsche und Rohde durch den Biographen, an der er insofern nicht unbeteiligt war, als er eine Auswahl seiner von Rohde an ihn gerichteten Briefe Crusius zur freien Benützung, die denn auch ausgiebig erfolgte, überlassen hat. Nach Einsicht in dessen Versuch, über das Verhältnis Rohdes und Nietzsches „das letzte Wort zu sagen“ schrieb er sich auf: „Bei dem Anteil, den ich (auf Grund der Gewähr, die mir Frau Rohde für das Buch leistete) durch Auslieferung eines Teiles meiner Rohdebrieft am Buche des Prof. Crusius genommen, zöge ich bei aller aufrichtigen Anerkennung, die ich für Crusius' Arbeit habe, sehr vor, der Verfasser hätte sich bei ihrer Abfassung mehr vom



instinktiven Gefühl leiten lassen, zu dem er sich selbst in seinem Briefe an mich vom 11. Februar 1902 bekennt, anstatt daß er sich bei der Aufgabe „das Verhältnis (nämlich zwischen Rohde und Nietzsche, insbesondere ihren Bruch) aus dem Fundament darzustellen“, übernommen hätte. Solche Darstellung ist ihm ohne Zweifel nicht gelungen und konnte ihm gar nicht gelingen, weil er viel zu sehr außerhalb des Konflikts stand, den er darstellen will. Weswegen er denn auch viel zu sehr sich in die Lage versetzt hat, sein Unternehmen in den Anstandsschleier zu hüllen, der sich bei öffentlichen Produktionen Autoren derart stets auferlegt. Es fehlt ihnen die wünschenswerte Freiheit in der Sache. Wirkliche Freunde Nietzsches sind hier ganz anders gestellt, aber wer unter ihnen ist imstande und auch willens, sich schon in dieser noch so lebenswarmen Sache vernehmen zu lassen? Demgemäß habe ich denn auch bei der Verwendung, die Crusius dem ihm von mir gelieferten Material hat angedeihen lassen, hauptsächlich nur anzusetzen, daß sie die Unvollständigkeit dieses Materials verhält, d. h. nichts davon merken läßt, daß was er von mir erhalten hat, nur ein Teil dessen ist, was ich liefern konnte, wovon ich ihn doch in aller Unzweideutigkeit von Anfang unserer Beziehungen in Sachen seiner Biographie an, in Kenntnis gesetzt habe. Womit zusammenhängt, daß von der besondern Anerkennung, die er meinem Material in Briefen zuteil werden läßt, in das Buch nichts hinübertranspiriert ist. Eben dadurch tritt mein Material in ein geradezu falsches Licht, nämlich in das einer Unzulänglichkeit, die es nicht hat. Soviel es, absolut gesprochen, zu wünschen übrig lassen mag. Auch Crusius ist, wie so viele Autoren von Büchern, deren Stoff an allzu großer Aktualität leidet, ein Opfer dieser Qualität seines Stoffes. Er ist in seiner Behandlung nur im halben Besitz seiner Freiheit. Nietzsche hat gewußt, wessen er bedarf, um in Fällen dieser Art den Vollbesitz seiner Freiheit sich zu sichern. Weder für Freunde noch gar für „Publikum“ hatte er noch Reverenzen übrig.“ — Von den im ganzen einundfünfzig Nummern Rohdescher Briefe hatte Overbeck etwa zwei Drittel (34 Stück) im Frühjahr 1901 nach Heidelberg geschickt und sie am 11. Februar 1902 wieder zurück erhalten. Nachträglich erhielt dann Crusius von Overbeck auch die vorher zurückbehaltenen Briefe zugesandt (27./28. April 1902, zurück erhalten am 25. Oktober 1904). Overbeck wollte dem Verfasser der Rohdebiographie seine Bereitwilligkeit kundgeben, ihm zu einer gelegentlichen Neubearbeitung des Verhältnisses zwischen Rohde und Nietzsche auch die streng vertraulichen Stücke seines Materials uneingeschränkt zur Verfügung zu halten — offenbar als ein Zeichen seiner Genugtuung, die das Crusius'sche Rohdebuch nach der Lektüre in ihm zurückgelassen hat.

In den Aufzeichnungen Overbecks über seine Freundschaft zu Rohde und Nietzsche wird der aufmerksame Leser eine gedankliche Nacht verspüren, da hier die beiden zeitlich im äußersten Abstand etwa um vier Jahre auseinander liegenden Schichten, aus denen die Erinnerungen Overbecks an Nietzsche zusammengesoben worden sind, hier auch die Spuren einer kleinen Auffassungsverschiebung an sich tragen. Diejenigen Stellen, in denen von der Ungeduld des Rohdeschen Temperaments die Rede ist und wo Overbeck sich unverhohlen auf die Seite Rohdes stellt, mit diesem sich in den Anspruch teilend, daß selbst ein Freund wie Nietzsche nicht berechtigt gewesen sei, ihnen aus dem Versagen der philosophischen Gefolgschaft einen empfindlichen Vorwurf zu machen, stammen von Anfang September 1901. Nach der Lektüre des Briefbandes Nietzsche-Rohde, der ihm



am 29. November 1902 vom Mitherausgeber Prof. Fritz Schöll und Erwin Rohde, dem Sohne, mit freundlichem Widmungsgrüße überreicht worden war, schrieb Overbeck einen Nachtrag dazu auf, dem zum Beispiel der Abschnitt S. 158/159 (Mihi ipsi scripsi usw.) angehört. Hier überwog bei Overbeck offenbar noch die Ansicht, daß die ideale Annahme eines geistigen Wiederfindens zwischen den beiden entzweiten Freunden in den Bereich der Möglichkeit gehöre. Dann fanden sich aber, von seinen Nietzsche-Aufzeichnungen getrennt, unter dem Stichwort „Rohde“ einige Blätter in seinem handschriftlichen Privatlexikon, wo der pessimistische Eindruck von einem unheilbaren Bruche den Ausschlag gibt. Wenn damit auch ein leiser innerer Widerspruch im Gedankengang sich nicht vermeiden ließ, so sah ich mich doch verpflichtet, nicht etwa durch Unterdrückung des einen Gesichtspunktes eine gewaltsame Einheitlichkeit zu erzielen, in der Erwägung, gerade durch eine derart zwiespältige Gestalt dieses kleinen Freundschaftsnachtrages zu beweisen, wie vielfach und ernsthaft Overbeck sich die Erinnerung an diese Erlebnisse hat durch den Sinn gehen lassen, als er von dem ehemaligen Dreibunde noch der einzige Überlebende war.

<sup>57</sup> Im September 1905 lernte ich in Berlin die Witwe Kögels, Frau Dr. Emily Kögel geb. Gelzer, kennen. Eben waren die ersten Artikel zwischen Frau Förster-Nietzsche und mir gewechselt worden, Frau Dr. Kögel versicherte mich ihres aufrechten Interesses an meiner Aufgabe, deren Schwierigkeit sie besser als irgendwer ermessen konnte: das Andenken eines Toten gegen die Ausstreunungen von Nietzsches Schwester zu schützen. Nach einigen Monaten näherer Bekanntschaft schenkte sie mir das Vertrauen, mich von einem Bündel Notizblätter, die ihr Gatte von seiner Tätigkeit an der großen Ausgabe her aufbehalten hatte, Einsicht nehmen zu lassen. Darunter fanden sich auch einige wichtige Exzerpte zur Geschichte der Umwertung, und ihnen entnehme ich nun, durch die Umstände veranlaßt, die wenigen, im Texte mitgeteilten Zeilen.

Nun hat seitdem Frau Förster-Nietzsche im Novemberheft 1907 der „Neuen Rundschau“ eine Anzahl Nietzschebriefe aus dem letzten halben Schaffensjahr bekannt gegeben. Sie bieten des weiteren ein stichhaltiges Beweismaterial für die Unmöglichkeit, daß Nietzsche nach „Antichrist“ und „Ecce homo“ noch irgendeine größere selbständige Schrift verfaßt haben kann. Aus diesen Briefen geht nämlich das Gegenteil von dem hervor, was die Herausgeberin offenbar damit beweisen will. Im Sommer 1888 bis und mit dem September vermochte Nietzsche sich in der Tat das Menschenmögliche abzufordern: er schrieb die „Götterdämmerung“ und den „Antichrist“. Er hatte sich noch in der Hand; die Schwungkraft seines Geistes strebte noch der Synthese zu. Die Wucht und Fülle der Gedanken, die er in diesen Werken entfaltet, untersteht freilich der Einschränkung, daß der Stoff für Nietzsche selbst wie auch für den eingeweihten Leser ein alter, vielfach durchdachter, sogar im Hinblick auf das Moralproblem umfassender durchdachter war, als er ihn hier nur in der Richtung der Synthese hin gesteigert, abermals vortrug. Diese Richtung ist mit einem Willen und einer Erhöhung des Temperamentes verbunden, die sich je länger je mehr als fieberndes Selbstgefühl entfalten mußte und damit eine hervorragende Eigenschaft gesunder Produktionskraft, nämlich die Selbstbesinnung und Selbstbeherrschung, gefährlich bedrohte. In der Tat beginnen denn auch nach dem Abschluß des Antichrist mit dem letzten Quartal die Anzeichen einer rapiden Auseinandersetzung in Nietzsches geistiger Kraft. Sofern Nietzsche nun doch produziert, gilt dieses



Schaffen nicht mehr seinen Zielen, sondern beschränkt sich auf die Genugtuung und Selbstberuhigung durch autobiographische Rückblicke. „Eccoe homo“ ist der Versuch einer Selbsterfassung im ganzen Umfange, „Nießsche contra Wagner“ die Wiederholung dieses Versuches für denjenigen Lebensabschnitt, den Nießsche für den autobiographisch wichtigsten hielt, für sein Verhältnis zu Wagner. Deshalb gibt sich diese seine allerletzte Schriftstellerei, sofern sie auf das geschlossene Buch oder Heft abzielt, instinktiv als ein Abschiednehmen. Die jüngst bekannt gewordenen Briefe, die sich als Begleiterscheinung für diesen Werkabschluß darbieten, bestätigen auch für eine bewundernde Teilnahme an Nießsches letztem Schaffen doch jenen schmerzlichen Eindruck, daß die bisherige Geschlossenheit des schöpferischen Willens bereits der heimlichen Auflösung verfallen ist, daß die konzentrierte Schwungkraft sich zusehends mit sprunghafter Unruhe durchsetzt.

Die Briefe des August und September sind noch ruhig und voll der Anzeichen, daß Nießsche arbeitet, schwer arbeitet. In den Briefen vom 22. August 1888 an Fräulein von Salis und dem vom 30. August an die Mutter klagt er, diesen Sommer nicht so viel fertig gebracht zu haben, als er sich vorgenommen habe, alles sei ins Wasser gefallen und doch alles zu einer bestimmten, großen Aufgabe vorbereitet gewesen. Nun holte er zum neuen Wurf aus und mit Erfolg. Am 7. September teilte er Fräulein von Salis mit, daß er die Vorrede zu seiner Umwertung aller Werte geschrieben habe. Auch an seinen Verleger Naumann schreibt er ebenfalls am 7. September von der begonnenen Arbeit, die sich ihm und uns im weiteren Verlaufe als „Antichrist“ darstellt. Diese relative Identifizierung von Umwertung und Antichrist läßt Nießsche von allem Anfang an mit unterlaufen. Er bezeichnet Brandes die „Umwertung“ schlechthin als fertig und meint damit den fertigen „Antichrist“; er ließ sogar im „Eccoe homo“, das am 7. September zum zweiten und letzten Mal in die Druckerei geschickt wurde, die „Umwertung“ stehen. Diese Tatsache, daß Nießsche „Umwertung“ und „Antichrist“ eins fürs andere als Bezeichnung ein und desselben Werkes braucht, steht einmal für sich, beweist aber zugleich, daß sich ihm selbst keine weitere Vorstellung über das Verhältnis von „Umwertung“ und „Antichrist“ aufgedrängt hat; mit andern Worten: er hat niemals die Gestalt eines zweiten Buches der „Umwertung“ in Angriff genommen. Obwohl er sich immer mehr an eine große Anzahl von Korrespondenten in Mitteilungen über die laufende Arbeit gefiel und zwar mit eingehender Erwähnung von Anfang, Fortsetzung und Schluß, hat er sich doch niemals über einen neuen Titel oder auch nur darüber vernehmen lassen, daß ein neuer Plan in ein vorbereitendes Stadium getreten sei. Wohl hat sich in seinem Nachlaß der Zettel vorgefunden, der den Aufriß zu einer Viertelung der „Umwertung“ darstellt. Gewiß hielt auch Nießsche an der Absicht dieses Planes fest, so oft er den „Antichrist“ als erstes Buch der „Umwertung“ bezeichnete, was ja besonders, nachdem der „Antichrist“ wirklich geschrieben war, häufig geschehen ist. Möchte er also noch lange, wohl bis Ende November, den Plan vor Augen haben, vier Bände zu schreiben, so hat daneben für ebenso ausgemacht zu gelten, daß er an die Gestaltung auch nur des zweiten dieser vier Bücher niemals Hand angelegt hat, während zugleich das rückblickende Bedürfnis, sich noch einmal seines Lebens bewußt zu werden, den Rest seines schöpferischen Vermögens ganz von selbst auf das autobiographische Gebiet hinüber umschaltete — und schließlich bedeutet die im letzten Quartal das bisherige schon nicht geringe Maß noch ansehnlich überbietende ausgedehnte Privatkorrespondenz von zum



Teil peinlicher und aufreibender Beschaffenheit, eine weitere nicht unbeträchtliche Ausgabe an Zeit und Kraft.

Am 14. September schrieb Nietzsche seiner Schwester, von der „Umwertung“ sei beinahe wenigstens das erste Buch fertig. (Zwischenfrage: Wie kann da das Archiv, dessen Besitzerin aus den allerletzten Tagen, die Nietzsche in Sils zubrachte, eine solche Nachricht erhalten hat, noch mit einigem Ernste den Schein einer Möglichkeit vertreten, es könnte vielleicht ein späteres dieser Bücher, und gar noch das vierte, „Dionysos“, in Sils zurückgeblieben und nachher abhanden gekommen sein?!) Mehrmals teilt Nietzsche seinem Verleger mit, daß zwischen seinen bisherigen Veröffentlichungen und dem Erscheinen der „Umwertung“ eine lange Pause sein müsse; die „Umwertung“ — am 6. November bezeichnet er sie ihm als erstes Buch der „Umwertung“ — dürfe erst Ende 1889 erscheinen, damit ihre Wirkung nicht wie die des Zarathustra seinerzeit geschmälert werde. Er verbindet diese vom 7. und 18. September am 6. November sich wiederholende Mitteilung nirgends mit der Idee der Vierteiligkeit, die Frau Förster diesem Briefe des 6. November mitzugeben sich berechtigt fühlt. Am 14. November meldet Nietzsche Fräulein von Salis, daß das erste Buch der Umwertung fertig und daß ihm inzwischen ein neues Stück Literatur entstanden sei, das *Ecco homo*. Am 19. November spricht er zu Naumann wieder allgemein von der Umwertung. Der identische Gebrauch des allgemeinen und des speziellen Titels gehen harmlos nebeneinander her. In den Briefen an Peter Gast präzisiert Nietzsche zweimal die „Umwertung“. Am 27. September schreibt er „mitten im Fertigmachen des ersten Buches der Umwertung“. Am 30. Oktober spricht er von der „Umwertung“ als dem verwegenen Akt seiner Philosophie, im konkreten Fall vom ersten Buch der „Umwertung“. Dann im Brief vom 13. November sagt er bei Gelegenheit der Ausstattung des *Ecco homo*, er habe dieselbe gewählt wie zur Umwertung, dessen Vorspiel das *Ecco homo* sei. Hieraus geht deutlich hervor, daß er unter der „Umwertung“ den „Antichrist“ versteht; denn es handelt sich um die bereits gewählte Ausstattung zu einem Buche, das für das *Ecco homo* zum Muster genommen werden konnte, weil es vor ihm fertig war, und das kann nur der Antichrist gewesen sein.

Seit Oktober, besonders gilt dies aber vom Dezember, lassen die Briefe auf einen unheimlichen Zustand der Exaltation schließen. Fieberhaft erregt, lobt Nietzsche alles, was ihm vorkommt. Der Affekt belegt jeden Eindruck, jede Erinnerung mit Beschlag. Er ist voll des höchsten Wohlgefühls, liest seine eigenen Sachen, glaubt sich jetzt erst zu verstehen — und wie! Er hört Musik, jede Musik wird ihm zum Ereignis und Meisterwerk. Er fühlt sich dem höchsten Weltruhm nahe, er sieht eine ungeheure Veränderung seiner Existenz voraus; er denkt daran, seine eigene Literatur in Regie zu nehmen und sucht nach Übersetzern. Bald soll „Nietzsche contra Wagner“ gedruckt werden, bald nicht; einmal soll mit *Ecco homo* gewartet werden, dann wieder nicht. Es findet sich im Dezember keine Spur, daß Nietzsche noch an sein Werk der „Umwertung“ denkt, sofern unter diesem Titel vier Bände zu verstehen sind und vor allem keine Spur dafür, daß er damals für die Gestaltung des Umwertungstoffs auch nur einen Finger gerührt hat. Aus guten Gründen nicht; denn im Dezember hat sich für ihn die bisherige Ambiguität einer parallelen Titelgebung endgültig dahin entschieden, daß der „Antichrist“ für ihn sich vollkommen deckt mit der „Umwertung aller Werte“. Aus diesen Briefen, die einen so intimen Einblick in seine Arbeit und seine Geistes-



verfassung in den letzten Monaten vor dem Ausbruch des Wahnsinns geben, geht überzeugend hervor, daß Nietzsche in jener Zeit andere Werke als die von ihm selbst noch druckfertig gelegten, unmöglich verfaßt haben kann.

<sup>58</sup> Hebbel ist nach der großen Ausgabe von Richard Maria Werner zitiert; die Nummern beziehen sich auf die Randziffern der vier Tagebuchbände. Die Zusammenstellung von Hebbels Aussprüchen aus den Tagebüchern gibt seine nichtchristliche Gesinnung noch in einem milden Durchschnitt. Die eigentlichen Ausbrüche seines Hasses enthalten die Briefe (I. Ausgabe Werner S. 163): „Ich berge mich jedem Höheren und also gewiß dem Höchsten. Aber nur dadurch, daß ich ihn möglichst zu entbehren suche, kann ich mich in ein würdiges Verhältnis zu ihm setzen. Er will nicht die Krücke des Menschen sein, darum hat er ihm Beine gegeben. Fordert das Leben von mir das Unmögliche, so erdrückt es mich entweder, oder — es ist nicht das Unmögliche gewesen. In jedem Fall soll ich alles aufbieten, was an Kraft in mich gelegt ist; diese Kraft macht mich gewiß frei, ist es nicht nach außen, indem sie das Hindernis überwindet, so ist es nach innen, indem sie die Körperketten zerreißt. — Das Christentum verrückt die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat.“ Die Gegenüberstellung Hebbels und Nietzsches ist kürzlich erfolgt in der Schrift Ernst Horneffers: „Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart“ (Jena 1907), die ich erst nach Niederschrift meines Textes zu Gesicht bekommen habe.

<sup>59</sup> Der Inhalt dieses Absatzes, der Nietzsches Ideenchaos im Augenblick, da seine Gedankenwelt in Stücke brach, wohl ziemlich erschöpfend wiedergibt, ist eine sinnetreue und zum guten Teil sogar auch wortgetreue Umschreibung des enggeschriebenen vierseitigen Briefes an Jakob Burckhardt vom 4. oder 5. Januar 1889. Der Umstand, daß Jakob Burckhardt der einzige war, der (außer einem Dionysoszettel) überdies noch mit einem umfassenden Schreiben bedacht wurde, bestätigt abermals die Annahme, Nietzsches Sehnsucht nach geistiger Gemeinschaft habe besonders nach einer engen Freundschaft mit Persönlichkeiten begehrt, deren Leben eine intensive Bemühung um eine der seinigen ähnliche Kulturkonzeption gewesen war. Karl Hillebrand in Florenz hatte aus Anlaß des Zarathustra einen ergreifenden, flehentlichen Brief erhalten; das leidenschaftliche und man kann sagen blinde Vertrauen, das Nietzsche auf Caine setzte, ist ebenso zu erklären; vor allem aber rückt das Verhältnis Nietzsches zu Jakob Burckhardt in den Bannkreis erschütternder Tragik durch die immer deutlicher zutage tretende Tatsache, daß der klug ausbiegenden, aber insgeheim sich immer mehr zur schroffen Antipathie auswachsenden Höflichkeit Burckhardts auf Nietzsches Seite eine unbedingte, rückhaltlose Verehrung und Liebe entgegenstand von einer Ursprünglichkeit und Echtheit, wie sie Nietzsche — in dieser besonderen Färbung freundschaftlicher Ehrerbietung vor dem Älteren, Reiferen, Angeseheneren, — sonst überhaupt nur Burckhardt gespendet hat (vgl. Anmerkung 55). Diese ein gewurzelte Anhänglichkeit Nietzsches an Burckhardt hatte ihren sehr ethischen Beweggrund in Nietzsches Überzeugung, daß er sich einst in seiner Jugend an der Persönlichkeit dieses Mannes über die Generalbegriffe seiner Kulturtheorie klar geworden war. Unter Ausschluß des „Dionysismus“, über dessen noch mögliche Aktualität er sich an der Person Wagners orientiert hatte,



lernte er bei Burckhardt, daß der Ausgangspunkt für eine fruchtbare Kulturkonzeption durchaus bei dem Pessimismus der Griechen zu nehmen sei. Vor allem aber wurde er sich an Burckhardts deutsch-romanischer Denkweise klar, daß der Basler Geschichtsphilosoph die Verkörperung der mitteleuropäischen Synthese zwischen lateinischer und germanischer Kultur darstelle. Diese seine Grundeigenschaft wird Jakob Burckhardt auch einen dauernden Namen in der Kulturgeschichte des neuen Europa sichern. (Vgl. dazu den Aufsatz von Charles Lindler „Jakob Burckhardt et Nietzsche“ in der *Revue de Synthèse historique*, Oktober- und Novemberheft 1907).

Der Brief an Burckhardt ist, obwohl die Kundgebung eines Wahnsinnigen, doch ein ansehnliches biographisches Dokument, weil es deutlich einerseits die Bewußtseinsstufen und andererseits die Wahnvorstellungen erkennen läßt, zwischen die sich Nietzsches Selbstempfindung im Augenblick der Katastrophe zu teilen hatte. Die Trümmer seines Wirklichkeitsgefühls ließen ihn seiner Verdürftigkeit lächelnd eingedenk sein und sich erinnern, daß er einst Basler Professor gewesen war, mit Jakob Burckhardt in ungezwungenen Zusammenkünften hinter dessen Lieblingswein, dem Veltliner, gegessen und sich der gütigen Freundschaft von Frau Cosima Wagner erfreut hatte. Aber diese Reste realer Empfindung wurden überflutet durch ungeheure Einbildungen, zu denen sich die Wunschzentren und theoretischen Hauptpunkte seiner philosophischen Denkweise aufbauchten. Aber nicht nur empfand sich Nietzsche als Inkarnation berühmter und großer Herren, ja als Fürst und sogar als Gott; die Eigenart seines Größenwahns spricht sich in seinem Ehrgeiz aus, auch die sensationellen Verbrecher des Tages lebhaftig in sich zu verkörpern. Er hat in Turin über das Mittagessen im Restaurant regelmäßig die Pariser Tageszeitungen gelesen und war deshalb genau über die beiden Mordprozesse unterrichtet, die beide im November 1888, der eine in Paris, der andere in der Kolonie Algier, zum Austrag kamen. Bei dem Interesse, das Nietzsche an diesen Mordtaten nahm — er bezeichnete Burckhardt sowohl Prado wie Chambré als „anständige Verbrecher“ —, wird es nicht überflüssig sein, den Verlauf dieser beiden Kriminalfälle hier kurz zu schildern.

#### Der Prozeß Prado

(Vgl. *Gazette des Tribunaux*, Jahrgang 1888: 29. Juni, 4., 22., 23.—24. Juli; 5. August; 10.—11. September; 10. u. 18. Oktober; 1., 5.—6., 7., 8., 9., 10., 11., 12.—13., 14., 15. November; 29. Dezember.) — Der Prozeß kam am 5. November 1888 vor dem Pariser Schwurgericht zur Verhandlung; am 14. November wurde Prado zum Tode verurteilt. Er war spanischer Untertan. Er behauptete Einska von Castillon zu heißen, war erst in Peru gewesen, dann in Spanien, nachdem er seinen Angaben nach das Vermögen seiner Frau in der Höhe von 1 200 000 Franken durchgebracht hatte. Mit Schulden überhäuft kam er nach Frankreich; dort lebte er mit einem Mädchen namens Eugénie Forestier. Seit 1886 waren die beiden von allen Mitteln entblößt. Am 28. November 1887 wurde Prado verhaftet wegen eines Diebstahls, den er in Paris begangen hatte. Die Untersuchung ergab, daß er auch in einen früheren auswärts erfolgten Diebstahl verwickelt gewesen war. Im Verlauf des Zeugenverhörs gesteht Eugénie Forestier, Prado sei der Mörder einer öffentlichen Person namens Marie Agriéant, ermordet in Paris Rue Caumartin in der Nacht vom 14. Januar 1886. Diese Gerüchte bestätigten sich. Die Verhandlungen der Assisen ergaben im Laufe des



November, daß Prado, in dem man bis dahin nur einen Dieb gesehen hatte, außerdem noch Mörder war.

#### Der Prozeß Chambige

(Vgl. Gazette des Tribunaux 31. Oktober, 9., 10., 11., 12.—13., 15., 17. November 1888). — Der Prozeß kam vor die Assisen von Constantine in Algier am 8. November 1888; am 11. November wurde Chambige zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Henri Chambige, Student der Rechte und einigermaßen Schriftsteller, war der Geliebte einer Mme. Grille geb. Madeleine Jackson, Engländerin von Geburt und bis dahin von durchaus unbescholtenem Rufe. Das Ehepaar Grille bewohnte eine Villa in Sidi-Mabronek bei Constantine. Nach dem vergeblichen Versuch, bei einem seiner Freunde in Constantine zehntausend Franken aufzunehmen, vielleicht in der Absicht mit Mme. Grille sich davonzumachen, wurde Chambige gesehen, wie er in einem Wagen mit Mme. Grille auf deren Villa zufuhr. Kurz nach ihrem Eintritt ins Haus vernahm der Kutscher, der sie geführt hatte, zwei Schüsse; Chambige hatte sich im Laufe des Morgens einen Revolver gekauft. Drei Freunde, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, weil sein aufgeregtes, zusammenhangloses Betragen ihnen aufgefallen war, kamen zu spät. Sie erbrachen die Tür der Villa in demselben Augenblick, als zwei neue Schüsse fielen. Man fand Mme. Grille tot und Chambige verwundet. Diese Tatsachen wurden in ihrem genauen Sachverhalt ermittelt unmittelbar nach erfolgtem Verbrechen am 25. Januar 1888.

Es ist auch durch die innern Umstände in Niehsches Verhältnis zu Burckhardt vermittelt, daß er, als die Schranke des Schamgefühls fiel, das Bedürfnis verspürte, sich gerade gegen Burckhardt als genialen „Verbrecher“ auszuweisen. In Burckhardts „Kultur der Renaissance“ heißt es von Cesare Borgia I, 116: „Wenn irgendeiner, so hätte er den Kirchenstaat säkularisiert, und hätte es tun müssen, um dort weiter zu herrschen —“ und S. 128/29: „Jene größte Gefahr aber, die Säkularisation, vollends diejenige von innen heraus, durch die Päpste und ihre Nepoten selber, war für Jahrhunderte beseitigt durch die deutsche Reformation.“ Wie ein Echo dieses Gedankens erscheint die berühmte Stelle aus „Antichrist“: „Cesare Borgia als Papst —... versteht man mich?... wohl, das wäre der Sieg gewesen, nach dem ich heute allein verlange —: damit war das Christentum abgeschafft! — Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance...“

Für die seltsame Zufälligkeit der Assoziation, die sich in den Gedankensprüngen jenes Briefes an Burckhardt vorfindet, gehört der überraschende Ausruf „Astu“, mit dem Niehsche den „Witz“ schließt, Alphonse Daudet, der bekanntlich gegen die französische Akademie frönderte und im Jahre 1888 die Satire auf sie, l'Immortel, veröffentlicht hatte, gehöre zu den „quarante“. Astu ist wie das Alpa im Zarathustra offenbar ein pathologischer Falllaut, dessen sich Niehsche aus seinen Chloralträumen her erinnert haben kann — zugleich heißt aber der Held bei Daudet Astier. Die Stelle im Brief lautet: „Ich grüße den Unsterblichen Mr. Daudet gehört zu den quarante. [Darunter auf einer besonderen Linie allein stehend] Astu.“

<sup>60</sup> Im Januarhefte 1906 der „Neuen Rundschau“ habe ich auf S. 26—51 eine alle wichtigeren Tatsachen umfassende Auswahl aus den 21 Briefen ver-



öffentlich, die Overbeck vom 11. Januar 1889 bis zum 13. April 1890 an Peter Gast über die den kranken Nietzsche betreffenden Vorgänge gerichtet hat. Diesen zweiten und endgültigen Abdruck habe ich einer weiteren Sichtung unterzogen, indem ich aus den Briefen des ersten Viertelsjahres im ganzen weggelassen habe eine Postkarte vom 8. Februar und Briefe vom 17. Februar, 18. März, 11. April und 26. April 1889. Sonst komme ich in der Darstellung der Langbehn-Episode und der ersten Fürsorge für die Manuskripte auf alle einschlägigen Zeugnisse aus diesen Briefen zurück. Zu diesen Briefen hat Overbeck folgende Aufzeichnung von seiner Hand gelegt: „Basel, 16. September 1901. ... Um ihres eben angegebenen Inhalts sowohl, als auch um ihrer Form willen sind aber unter den überhaupt nur spärlichen Nietzsche angehenden Aufzeichnungen, die es von mir gibt, die vorliegenden die erheblichsten, denen ich selbst wie keinen andern Wert als Dokumenten zur Biographie Nietzsches beilege. Die ersten Tage seines Wahnsinns hat kein einziger ihm, sei es durch Freundschaft, oder durch Verwandtschaft nahe gestellter Mensch gleich mir als Zeuge erlebt, und in nicht minder ausgezeichneter Weise unmittelbar ist aus der Gelegenheit des Augenblicks der beiliegende briefliche Bericht, den ich von meinen damaligen Erlebnissen gebe, geflossen. Nur die Rücksicht auf den Adressaten hat mich bei seiner Abfassung zu leicht mildernder Zusammenziehung der Beschreibung des Zustandes bewogen, in dem ich Nietzsche in Turin vorfand. Und dementsprechend handelt es sich auch bei der zweiten der von beiliegenden Briefen gedeckten und eben bezeichneten Episoden um eine Reihe von Vornahmen, über welche ich mich unverzüglich mit meinem einzigen Genossen dabei austauschte. Zur Beglaubigung der hier vorliegenden Stücke habe ich schon angegeben, daß es Abschriften sind. Die Originale befinden sich noch gegenwärtig im ausschließlichen Besitz ihres ursprünglichen Empfängers. Von diesem entlieh ich sie im Herbst 1897 — der Beleg für dieses Datum liegt mir in einem Brief Köselitzens vom 7. Oktober des Jahres vor — als ich mich einmal mit meinen Nietzscheanis beschäftigte und mir dabei auch der Wunsch gekommen war, die Erinnerung an das hier in Betracht kommende Stück meiner Korrespondenz mit Köselitz wieder aufzufrischen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich nun auch unter dem wiedergeklärten Eindruck vom Wert der Stücke den Einfall, Abschriften davon zu behalten. Sie wurden für mich von meiner Frau verfertigt und von mir alsbald auf ihre wörtliche Treue an den Originalen geprüft, die Originale aber Köselitz wieder zugestellt. Überhaupt dachte ich bei diesem ganzen Vornehmen mit beiliegenden Briefen zunächst noch in gar keiner Weise daran, sie mir in irgendeinem Sinne vorzubehalten. Denn damals galt mir Köselitz noch ohne jedes Bedenken als der einstige Erbe aller meiner Nietzsche betreffenden Papiere, insbesondere aller Briefe Nietzsches an mich und meiner, 1897 übrigens kaum erst vorhandenen eigenen Aufzeichnungen über ihn...“

<sup>61</sup> Von der mündlichen Schilderung Overbecks über den Krankentransport von Turin nach Basel, die er innerhalb seiner vier Wände befreundeten Gästen oder zum Zweck der Information bei ihm eintretenden fremden Besuchern gelegentlich entwarf, sind zwei selbstständige Referate an die Öffentlichkeit gedrungen. Das eine von Möbius auf S. 99 seiner Schrift als Niederschlag der ihm von Overbeck am 10. April 1902 gemachten Eröffnungen; dort heißt es: „In Turin fand er (Overbeck) einen jüdischen Mann, der sich als Irrenpfleger anbot (aber keiner war) und der ihm durch sein Eingreifen das etwas kühne Unternehmen durchführen half. Nietzsche lag im Bette und weigerte sich, aufzu-



stehen. Der jüdische Mann redete ihm vor, es seien große Empfänge und Festlichkeiten für ihn bereitet, und Nietzsche stand auf, zog sich an und ging mit zum Bahnhofe.“ Zu dem Ausdruck „jüdischer Mann“ notierte sich Overbeck am Rande: „Er war in Turin Zahnarzt, behauptete indessen schon Irre, insbesondere von Paris her, transportiert zu haben. Die Sache ist hier mit einer mir ganz fern liegenden Färbung wiedergegeben. Daß der Mann Jude und mir als Industriemitter erschien, erwähnte wohl meine Möbius gegebene Erzählung, doch ganz nebenbei und im übrigen mit Hervorhebung der mir vom „jüdischen Mann“, dessen Namen ich vergessen, geleisteten, für ihn zwar wohlfeilen, für mich sehr wertvollen und a u s r e i c h e n d e n Dienste, auf jeden Fall mit gänzlicher Enthaltung vom antisemitischen Tone obigen Referats.“

Im „Berliner Tageblatt“ vom 6. Juli 1905 (abends) hat sodann Ed. Plahhoff-  
Lejeune in einem Nachruf an den zehn Tage zuvor verstorbenen Overbeck diese Episode, freilich nicht ganz ohne Verzeichnungen, folgendermaßen dargestellt nach Notizen, die er sich von dem beträchtlich früher erfolgten Interview bei Overbeck genommen hatte: „Nun reiste in den ersten Januartagen von 1889 der treue Eckhardt nach Turin und sah sich vor eine Aufgabe gestellt, der nur mit praktischen Talenten beizukommen war, die er kaum besaß. Nietzsche in vollständiger Tobsucht befangen, mit den Ellbogen auf dem Klavier rasend, schreiend und singend; dann wieder in völliger Apathie den Freund erkennend und ungehorsam wie ein Kind seinen Anordnungen widersprechend. Was sollte ein deutscher Professor in solcher Lage tun? Schon war die Turiner Polizei aufmerksam geworden, und nur eine regelrechte Entführung konnte eine Zwangsaufnahme in eine dortige Anstalt verhindern. Da bot sich wunderbarerweise ein Unbekannter, wie es scheint ein deutscher Jude, zum Transport des Kranken an. Overbeck, ebenso verblüfft durch diesen deus ex machina wie mißtrauisch gegen seinen Vorschlag, willigte dennoch ein und hatte seine Zustimmung nicht zu bereuen. Mit staunenswertem Geschick gewann der Fremde sofort einen Einfluß auf den widerspenstigen Kranken, der dem Freunde versagt blieb. Nietzsche gehorchte wie ein Kind, verließ das Bett und kleidete sich an. Ein neuer Anfall machte den Weg zur Bahn für Overbeck zu einer Qual. Rufend und sie verfolgend wandte sich Nietzsche zu der neugierigen Menge, die um ein Haar den Reiseplan vereitelt hätte. Der Zug fuhr ab, während Nietzsche ein neapolitanisches Fischerlied sang, das den erregten Freund tief erschütterte. Dann beruhigte sich endlich der Kranke, und die Begleiter hatten Zeit, ein neues Projekt für die Ankunft in Basel zu entwerfen. Der Wärter versuchte es mit einer Suggestion: „Sie sind ein Fürst. Am Bahnhof Basel erwartet Sie eine festliche Menge. Gehen Sie grußlos an ihr vorüber nach dem bereitstehenden Wagen!“ Die List gelang über Erwarten gut. Niemand in Basel bemerkte den Vorgang, und ohne Hindernisse gelangten die drei Reisenden in die Willemsche Anstalt. Freundlich, gemessen und wie selbstverständlich begrüßte Nietzsche den früheren Kollegen und ließ sich in ein weitläufiges Gespräch objektiver Natur mit ihm ein, daß Overbeck die Gelegenheit fand, unbemerkt zu verschwinden.“

Mir selbst hat Overbeck seine eigene Darstellung von Nietzsches Zustand in Turin, wie sie sich in Briefen an Gast findet, in Hinsicht auf die Art der von Nietzsche nach wieder eingetretener Tobsucht vor ihm aufgeführten orgiastischen Tänze als beträchtlich abgeschwächt bezeichnet. Der einzige lebende Zeuge jener Szenen



ist wohl noch Nießsches Hauswirt Davide Fino in Turin, der daselbst immer noch Zeitungsverkäufer ist und zwar nun in oder beim Hauptbahnhofe.

<sup>62</sup> Der begleitende Arzt war Dr. med. Ernst Mähly, der älteste Sohn von Nießsches ehemaligem Nebenkollegen für klassische Philologie Prof. Dr. J. J. Mähly. Er leistete mit dem begleitenden Wärter der für Nießsches Beruhigung während der Reise ohnmächtigen Mutter unentbehrliche Dienste. Sie schreibt darüber Overbeck Ende Januar 1889: „Und doch war dieser Mann (der Wärter) ein wahrer Segen, so daß ich, obwohl der liebe, liebe Herr Doktor Mähly ihn durchaus von Frankfurt aus zurücksenden wollte, indemer bestimmt glaubte, ihn allein behandeln und beruhigen zu können, [sic!] so habe ich doch flehentlich gebeten, ihn weiter bis nach Jena mitzunehmen und gestern Abend gestand er mir selbst, daß es gut gewesen sei, vorzüglich für die letzte Stunde von Weimar bis Jena, wo er so unruhig und laut gewesen ist, was ich mit den harten Bänken und Unbequemlichkeiten sich zu legen zugeschrieben, da sonst alles zweiter Klasse mit Menschen besetzt gewesen ist... Der gute Herr Doktor hatte selbst Schokolade mit und lehnte alles ab, überhaupt ein rührend guter Mensch!“ Overbeck nennt Dr. Mähly im Brief an Rohde vom 22. Januar 1889 „einen früheren Schüler Nießsches aus dem Pädagogium, der sich in sehr liebenswürdiger Weise zur Begleitung angeboten hat und Binswanger persönlich kennt“.

Es ist hier hervorzuheben, daß die Einlieferung des Wahnsinnigen in eine Irrenanstalt tatsächlich von Overbeck gegen den Willen der Mutter durchgesetzt wurde, da er sich bei dem Urteil der Ärzte über Nießsches Zustand dazu unbedingt verpflichtet fühlte. Nießsches Mutter ist denn auch in Zeiten ruhiger Überlegung Overbeck für sein unbeugsames Auftreten herzlich dankbar gewesen. Dagegen gehört zu den heftigen Vorwürfen der Frau Förster-Nießsche gegen Overbeck auch der, er habe ihn vorschnell, unnötig und lieblos in der Anstalt eingesperrt. Sie selbst schrieb mir dies aus Weimar den 26. Juli 1905: „...Nachdem der Freund in einem Irrenhause unschädlich gemacht worden war, wohin ihn allein Overbeck gebracht hat, niemand sonst; meine Mutter hat sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Es war auch ganz unnötig, die Leute mögen sagen was sie wollen! Sie sollten nur noch Näheres wissen, wie Overbeck meinen Bruder dort untergebracht hat, mit welchem Mangel an Feingefühl gegen alles, was mein Bruder hätte fordern können; ich habe darüber Briefe von einem leidenschaftlichen Nießsche-Verehrer und auch von anderen; ich muß weinen, wenn ich nur daran denke!“ Ich nehme an, dieser leidenschaftliche Nießsche-Verehrer sei Dr. Langbehn. Die Vorfälle und gelegentlichen Zwischenfälle während des Jenaer Anstaltsjahres haben Herr und Frau Geheimrat Gelzer als unbeteiligte Zeugen aus der Nähe miterlebt, da bei ihnen Frau Pastor während ihren gelegentlichen Besuchen in Jena abstieg. Aus den Briefen der Frau Pastor an Overbeck vom 30. Januar und 13. Februar 1889 geht die große Sorgfalt hervor, die unter allseitigem Rat schließlich für die Unterbringung Nießsches nicht erster Klasse B., sondern zweiter Klasse entschied. Abriß hat Overbeck in diesen Dingen der näheren Verpflegung durchaus gar nicht mit gesprochen; auf seinen festen Willen geht allein die Internierung Nießsches in einer geschlossenen und als ausgezeichnet bekannten Anstalt zurück. — Über das Betragen des Kranken in Basel und bei seinem Eintreten in Jena berichtet Möbius Einzelheiten wohl nach den Mitteilungen, die ihm aus den Anstaltsjournalen und in den mündlichen Berichten der Anstaltsärzte zugänglich gemacht worden waren, auf S. 99–101.



63 Schlags Buch ist als eine Wirkung Nietzsches außerordentlich interessant, weil man sich daran klar werden kann, wie Nietzsche seine ehrlichen und ernsten Leser zur Selbstständigkeit und damit zur Gegnerschaft gegen ihn selbst heranzieht. Man braucht nur den offenbaren Widersprüchen, die sich in Schlags Buch finden, mit einiger Aufmerksamkeit nachzugehen. Zuerst wird mit aller Schärfe und gar nicht unrichtig die Ansicht durchgeföhrt, Nietzsche habe von aller Religiosität abgesehen und sei überhaupt irreligiös gewesen; später wird ein religiöser Kern bei ihm mit Liebe und Sentimentalität behandelt. Er wird ein Christ genannt aus den Gärten Epikurs und doch gerade auf seinen Zarathustra hin, in dem diese Annahme einer Religiosität bei Nietzsche noch am ehesten eine Stütze finden könnte, als Irrsinniger behandelt. Es wird aufs tiefste beklagt, daß Nietzsche sich von seinem religiösen Besitz unter eigenem Widerstreben entfernt habe und Nietzsches Tragik als Humanismus und Irrsinn verspottet, während man doch in dieser Wandlung, wenn es eine war, nur den gewaltigen Willen zum Fortschritt bei Nietzsche anzuerkennen hat, wodurch die religiöse Position zwar als Kulturstation gelassen, aber durch das überhöhende Ideal einer menschlichen Vollkultur allerdings zur bloßen Halbtuse erniedrigt wird. Dieser Zentralsinn in Nietzsches Wirken entgeht Schlaf völlig, und gerade das Ungenügen, das Nietzsche an der reinen Aufklärung und am Positivismus empfand, beweist Nietzsches Bedürfnis nach einem Glauben an kosmische Zusammenhänge, an einen festen Standpunkt auf dem Weltengrunde und an eine immanente Vernunft der historischen Menschheitsentwicklung. Schlaf brauchte also gar nicht Trumpf zu spielen, besonders da er in seinen eigenen Beweisführungen wohl so ziemlich überall an Nietzsche anknüpft und durch dessen Methode der Thesenumkehrung zur Aufstellung einer eignen, alles umfassenden Dogmatik gelangt. Schlags Abhängigkeit fällt sogleich auf in der Besprechung der „Geburt der Tragödie“ (S. 14—58). Das Problem der dionysischen und apollinischen Kunst verdanken wir Nietzsches Gestaltungskraft; es enthält eine wirkliche Auffassung, die durch ihr anhaftende Mängel der Ausführung nicht geringer wird. Schlaf weist der Sprache den Vorrang vor der Musik zu. Es ist kein Zweifel, daß Schopenhauer hier Nietzsche beeinflusst hat, neben dem von ihm als dionysisch empfundenen Musiker Wagner. Schlaf legt Gewicht auf seine chemisch-physiologische Wissenschaftlichkeit und doch rückt er den Problemen einer uranfänglichen Kultur, in der der Trieb vorwaltet und es an geklärtem Bewußtsein mangelt, logisch-ästhetisch zu Leibe. Schon in diesen embryonalen Zuständen liegt eine individualistische Sehung gegeben vor; auch hier schon entscheidet die Kraftbeschaffenheit des Einzelnen. A. lobt seinen Gott mit rhythmisiertem Ton, B. mit rhythmisiertem Laut, und so geht es aufwärts durch alle Stadien der Begabung. Nietzsche steht allein schon durch die Virtuosität seiner relativen Schätzungen als Denker turmhoch über Schlaf. Statt mit der emphatischen Einheitserklärung von Glauben und Wissen scholastische Ideale abzustauben, wie Schlaf das tut, bekundet Nietzsche seine ausgeprägt moderne Denkweise vor allem durch seine feine historische Witterung, durch die Übergänge und Klüfte nicht wegdisputiert, sondern geradewegs aufgeführt werden. Nietzsche wußte im Gegenteil die Antinomien und Diskrepanzen zu schätzen und wies ihnen ihre Werte zu, indem er es für eine Notwendigkeit erklärte, Leben erzeugende Irrtümer dem auflösenden Triebe des Wissens und der Erkenntnis einzuverleiben. Dagegen stülpt Schlaf funterbunt eins aufs andere im Hochgeföhle, damit dem alten Christentum ein modernes



Denkmal zu errichten. Für diese Auswahl seines Materials stehen Schlaf eine ganze Anzahl von Brillen zur Verfügung, aber sie alle sind eben an die Konstruktion eines von Natur kurz-sichtigen, nur in die Nähe sehenden Auges gebunden. Wie ganz anders mutet uns doch da an Nietzsche von Schlaf so gering geschätztem Humanismus der weite Blick über die Gefilde der Geschichte an! Es gehört zu den großen Eigenschaften bei Nietzsche, daß er für sich und uns stets die Freiheit des Horizontes zu wahren trachtete, der uns gegeben ist, während die von Schlaf gepriesene Religiosität unrettbar in Unruhe und Verdampfung ausmündet. Nun schätzt Schlaf Nietzsche als Dichter sehr hoch ein und wirft ihm vor, er hätte überhaupt nur Dichter werden und bleiben sollen. Johannes Schlaf hat selber an manche Türen der Kunst geklopft, und es ist ihm nicht immer aufgetan worden; nun versucht er es mit der Himmelspforte und wendet sich an die Religion. Warum ist seine schroffe Kosmologie von Nietzsche dennoch ernst zu nehmen? Weil in seinen positiven Forderungen manches echte Gefühl zu Worte kommt und er mit diesen weit mehr als mit seiner angeblich wissenschaftlichen Kritik den Finger auf die wunden Punkte bei Nietzsche legt; die eigentliche Lücke in Nietzsches System rührt, wie wir selbst ausführlich hervorgehoben haben, von der mangelnden Anerkennung der realen religiösen Bezogenheiten im Verkehr von Mensch zu Mensch her. Was in diesem Sinne von Schlaf über Ehe, Familie und Gemeinde vorgebracht wird, sind keine frommen Wünsche allein, sondern tief aus der Wirklichkeit geschöpfte Wahrheit. Wenn Nietzsche hierin ergänzungsbedürftig ist — und in wie weitgehendem Maße er es ist, glauben wir nachgewiesen zu haben —, so ergibt sich für Schlaf die schönste Gelegenheit, seinen bei Nietzsche vermißten Altruismus persönlich zu betätigen, indem er sich nicht pharisäisch über ihn erhebt, sondern ihm in aufrichtiger Nächstenliebe hilfreich beispringt, und wäre es nur als ein Zeichen des Dankes, den Schlaf für den befreienden Anstoß zum selbständigen Denken — wie aus seinem Buche deutlich hervorgeht — Nietzsche offenbar schuldet.

<sup>64</sup> Zu den kleinen Ehrenämtern, die Overbeck in Basel neben seiner Professur bekleidete, gehörte auch der Vorsitz in der Kommission für die Anlavorträge. Auf die an ihn ergangene Einladung Overbecks hin sprach Bunge am 16. November 1886 in der Museumsaula über die Alkoholfrage. Der Vortrag war schwach, von nur etwa fünfzig Personen, besucht, hinterließ aber bei diesen einen gewaltigen Eindruck, so daß die Abstinenz vom Alkohol, die bis jetzt nur in engen, religiösen Gemeinschaften (Blaues Kreuz, Heilsarmee) gepflegt worden war, in gebildeten vorwiegend akademischen Kreisen und zwar ebenso bei Studenten wie bei Dozenten Eingang fand und zur festen Organisation führte. Es wurde damals ein Scherzwort Jakob Burckhardts herumgeboten: „Bunge machen gilt nicht.“ Auch auf die umliegenden Städte übertrug sich die Anregung, und in Zürich ist es wohl gewesen, daß die studierenden jüngstdeutschen Stürmer diese Wirkung zu spüren bekamen; in Gerhard Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ finden sich die Worte: „Lesen Sie Bunge!“ Das bibliographische Schicksal des Vortrags ist eigenartig genug, um hier kurz erzählt zu werden. Er erschien als Broschüre im medizinischen Fachverlag F. C. W. Vogel in Leipzig und brachte es daselbst zur zweiten Auflage, wurde dann aber zum Zweck einer philanthropischen Massenverbreitung freigegeben. Die erste große deutsche Auflage wurde in Kiel veranstaltet und von da allen deutschen Lehrern zugesandt; eine weitere deutsche Auflage von mindestens 100 000 Exemplaren kam in Chicago



heraus, und außerdem wurde ein dritter Druck in ebenfalls riesigen Umsätzen von der Geschäftsstelle des Alkoholgegnerbundes in Basel vertrieben; auch war schon zu Ende der achtziger Jahre in einer sozialdemokratischen Zeitschrift ein Abdruck erschienen und Separatabzüge davon waren in Parteikreisen verteilt worden. Die fabelhafte Verbreitung des Bunge'schen Vortrages erhellt aber besonders deutlich aus einem Überblick über die Übersetzungen, die er erfahren hat. Es sind zu nennen drei französische, drei englische, zwei schwedische und zwei portugiesische. Auf die eine englische, die in Amerika veranstaltet wurde, wurde in Nord- und Süddakota die Prohibition durchgesetzt. Die russische Auflage umfaßte von vornherein 200 000 Exemplare; außerdem wurden im russischen Reichsgebiete noch polnische, esthische, finnische und lettische Ausgaben veranstaltet. Weitere Übertragungen fanden statt ins Dänische, Holländische, Spanische, Italienische, Ungarische, Tschechische, Rumänische, Armenische.

Das Imposante an der Bunge'schen Alkoholpolemik ist ihre unerbittliche, vom ersten Tag an nicht um einen Zoll breit zurückweichende Entschlossenheit. Bunge brauchte den auf ihn einstürmenden Vorbehalten und Einreden kein nachgiebiges Gehör zu leihen, da er von allem Anfang seines propagandistischen Auftretens an, die aus jahrelangen eigenen Untersuchungen und Erfahrungen hervorgegangenen Ergebnisse von Experiment und Statistik hinter sich hatte. Er war im Besitz einer in jeder Hinsicht wasserklaren Überzeugung, als er sich anschickte, zu handeln. Die Überwindung des anfänglich vorhandenen Zweifels, die Erstarkung zur unerschütterlichen Gewißheit wird auch bei ihm durch ein ganz bestimmtes Erlebnis lokalisiert, dem im Leben religiöser Reformatoren das Moment der Bekehrung zu entsprechen pflegt. Er sagt in einer Rede vom 17. April 1898: „Ich habe schon als junger Student grenzenloses Elend hervorgehen sehen aus den Trinksitten der akademischen Jugend. Ich hatte auch schon in jüngeren Jahren daran gedacht, dagegen etwas zu tun. Aber ich war resigniert. Ich sagte mir: Die Verführung läßt sich nicht aus der Welt schaffen und, solange die Verführung fortbesteht, wird es immer auch Verführte geben. Da ereignete es sich, daß mir eine Schrift in die Hand fiel, welche die Vorgänge im Staate Maine schildert, wie das Volk dort, wissenschaftlich und gesundheitlich durch den Alkohol völlig ruiniert, sich aufrafft zum Kampf und schließlich die totale Prohibition durchführt. Als ich dieses zum ersten Male las, habe ich mir sofort gesagt: Ja!... Wir müssen aggressiv sein. Wir müssen unsern Gegnern Vorwürfe machen. Wenn man niemandem einen Vorwurf macht, braucht auch niemand sich zu verteidigen und die Bewegung schläft ein. Wir müssen entschlossen sein, uns Feinde zu machen. Die Leute meinen, man müsse Abstinenzpropaganda treiben, wie irgendeinen harmlosen philanthropischen Sport, wie man Wohltätigkeitsvereine aller Art sich anschließt, Vereinen „für Verbreitung guter Schriften“, „für Suppendistribution“, „für Milchtrinken der innern Stadt“, „für Schülertuch“, „für Anschaffung künstlicher Glieder“ usw., usw., alles Bestrebungen durch die man keinem Menschen in der Welt zu nahe tritt. Die Leute meinen, wenn man nur überall hübsch taktvoll und bescheiden auftritt, so brauche man sich ja auch bei der Abstinenzpropaganda mit niemandem zu verfeinden. Das ist ein Irrtum. Es handelt sich nicht um ein bißchen Philanthropie und Wohltätigkeit. Es handelt sich um die Anfänge einer gewaltigen Bewegung, bei der tiefgreifende materielle Interessen auf dem Spiele stehen. Man glaube doch ja nicht, daß Sklaven des Alkohols nur die seien, die im Rinnstein liegen. Es gibt zahllose Menschen, die



immer nur ein mäßiges Glas trinken. Aber an dieses mäßige Glas flammern sie sich ganz so verzweifelt wie der Morphinhist an seine Spritze. Will man ihnen ihr mäßiges Glas nehmen oder auch nur den Genuß desselben verleiden, indem man ihnen die Wahrheit sagt, daß die Mäßigen die Verführer sind, — dann ist die Bosheit groß. Diese Leute werden vielleicht gute Miene zum bösen Spiel machen, sie werden sich selbst nicht einmal eingestehen, wie erbost sie gegen uns sind, aber einigermaßen auch nur äußerlich mit uns sich ausöhnen werden sie nur dann, wenn wir so Temperenz machen, daß nichts dabei herauskommt. Sobald wir aber Maßregeln ergreifen, die Erfolg versprechen, dann wird die wahre Gesinnung hervorbrechen. Wenn wir also genau wissen wollen, ob wir mit unsern Bestrebungen auf dem rechten Wege sind, so müssen wir nur aufmerksam darauf achten, wie diese unsre schlimmsten Gegner, die mäßigen Geseßlichkeitstrinker, über uns urteilen. Wenn diese uns loben und sagen: so ist's recht, ihr seid keine Fanatiker, ihr seid maßvoll, ihr macht niemandem einen Vorwurf, ihr seid bescheiden, ihr seid demütig — dann sind wir auf dem Holzwege. Und wenn diese unsere Gegner wütend werden und sagen: aber das ist zu arg, das darf man nicht länger dulden, das ist Fanatismus, das ist Sozialismus, das ist Atheismus — dann sind wir auf dem rechten Wege.“

Eine solche Sprache, die ein eminentes Kulturwerk offen und ehrlich in das Zeichen des Fanatismus rückt, muß als epochemachend bezeichnet werden, weil unsere heutige Kulturschicht, deren Beginn wir in die Aufklärungszeit zu verlegen haben, entstanden ist als Rückschlag auf die Jahrhunderte der Unduldsamkeit und des Faustrechts — und noch heute gilt jedem Bildungsphilister weitgehendste Toleranz als ein untrügliches Zeichen für Kultur. Der Kampf, den Nietzsche als theoretischer Umwerter für den Vollkreis menschlicher Lebensbetätigung und Bunge als praktischer Umwerter für ein partielles Segment gegen Bildungsphilisterium und Zeitgemäßheit führen, ist insofern etwas wesentlich Neues, als hier ein moderner Inhalt mit den robusten Mitteln einer derberen Vorzeit vertreten wird, wobei natürlich im Auge zu behalten ist, daß es sich dabei um einen Kampf für eine Idee und nicht um einen materiellen Lohn- und Klassenkampf handelt. Ein solcher seiner Tendenz nach völlig neuzeitlicher, aber in der Art seiner Durchführung gewissermaßen mittelalterlich vorgeschuhter Idealismus, wie er Nietzsche und Bunge eigen ist, wird wohl zusehends als das eigentliche Merkzeichen für einen wirklichen Fortschritt der Kultur im zwanzigsten Jahrhundert zu gelten haben. Bis zum achtzehnten Jahrhundert hing die Kultur am Fanatismus für die *d u m p f e I d e e*; im achtzehnten und neunzehnten galt die Kulturanstrengung der *E ä u t e r u n g d e r I d e e* unter Zurückdrängung des Fanatismus, aber damit Hand in Hand auch unter Überhandnahme des Skeptizismus. Von nun an aber besteht der Fortschritt in dem geschlossenen Eintreten für die *D u r c h f ü h r u n g d e r g e l ä u t e r t e n I d e e* um jeden Preis und deshalb, wenn es sein muß — und es muß sein — rücksichtslos fanatisch. Nietzsches Kulturfanatismus erscheint seiner persönlichen Umstände halber pathologisch verdächtig; die eben vorgenommene Folgerung läßt sich daher aus Nietzsches Lehre bei weitem nicht so unwiderleglich ableiten, als bei dem notorischen Gesundheitsapostel Bunge, der überhaupt nur im Namen der Vernunft das Wort ergreift und seine Umwertungsbefehle in Form einer wissenschaftlich unwiderleglichen hygienischen Maßregel vorlegt. Aber — und das gibt den Ausschlag — in der großartigen Vergrößerung dieser Maßregel zu einem philosophischen Kultur-



postulat. Dies soll noch an einigen Auszügen aus einem andern Vortrag Bunes deutlich gemacht werden, „Alkoholvergiftung und Degeneration“ (Leipzig 1904): „Die Brauereiaktionäre, die Alkoholinteressenten sind die schwersten Verbrecher. Sie sind es, die das ganze Volk systematisch verführen, ausaugen, vergiften, zugrunde richten mit Kindern und Kindeskindern. Solche Grausamkeiten wie eine große moderne Aktienbrauerei sie ausübt, sind unerhört in der ganzen Weltgeschichte. Man hat in früheren Jahrhunderten die Menschen zu Sklaven gemacht. Aber die Sklaven blieben gesund. Man hat die Menschen gemordet zu Tausenden. Aber die Kinder der Gemordeten blieben gesund. Jetzt macht man die Menschen zu Sklaven und mordet sie zugleich. Man mordet sie mit Kindern und Kindeskindern. Man mordet sie langsam. Man quält sie langsam zu Tode. Was soll nun gegen dieses Unheil geschehen? Soll man sich sittlich entrüsten über die Massenmörder, über die Blutlanger? Das wäre ganz und gar unfruchtbar. Man soll sich entrüsten über die Torheit derer, die sich ausaugen lassen. Man soll sich entrüsten über den grenzenlosen Stumpfsinn der Menschen, die gedankenlos die Aktienjauche schlucken, bis sie verblödet und verkommen ins Grab sinken und eine verküppelte Nachkommenschaft zurüchlassen, die verfault bei lebendigem Leibe (S. 18). Und noch eins bitte ich zu bedenken. Es handelt sich bei der Forderung der totalen Abstinenz um nichts Geringeres als um die Erhaltung der edelsten Menschenrassen. Vergessen wir nicht — wir sind das letzte Aufgebot. Hinter uns stehen nicht wie beim Untergang des Römerreiches Barbarenvölker edelster Rasse, die befähigt waren, das Erbe der Kultur anzutreten. Wenn wir untergehen, so sind unsere Erben inferiore Völker, die niemals imstande sein werden, auf unsere Schultern sich zu stellen und die Kulturarbeit fortzuführen. — Wenn man also dennoch den Trinksitten huldigt und damit die allgemeine Degeneration fördert, so kann man dieses nur noch tun nach dem frivolsten aller Grundsätze — nach dem Grundsatz: *Après nous le déluge!* — Warum ist dieser Grundsatz so empörend? Einfach deshalb, weil er der Ausdruck ist der häßlichsten, der niedrigsten Regung des Menschenherzens — der Ausdruck der Undankbarkeit. Wir haben die Pflicht, für die Nachwelt uns zu opfern. Die Vorwelt hat sich für uns geopfert. Wir ernten beständig, was wir nicht gesät hatten. Wir sollen auch säen, was wir nicht ernten werden.“ (S. 15/16.)

Wenn endlich bei Nietzsche die theoretische Umwertung, für die er seinen Fanatismus einsetzt, vorwiegend auf seine persönlichen Konzeptionen und Missionen sich gründet, so hat dafür die praktische Umwertung der Alkoholfeinde einen Wirklichkeitsflächenraum zur Unterlage von einer kaum mehr übersehbaren Ausdehnung. Die übersichtliche Bewältigung allein des Wissensstoffes, den die Bekämpfung des Alkoholgenusses aufhäuft, hat die Anfertigung eines großen Tabellenwerkes erfordert, dessen Preis (300 Franken) allein schon hinreichend seinen Umfang und die darauf verwendete Arbeit andeutet. Das Werk ist herausgegeben von Seminarlehrer Jakob Stump in Hofwil (Kanton Bern); es enthält vierundfünfzig Tafeln und sieben Gruppen: Alkohol und Verbrechen — Alkohol und Leistungsfähigkeit — Alkohol und Krankheit — Alkohol und Sterblichkeit — Alkohol und Entartung — Alkohol und Volkswirtschaft — Nüchternheitsbewegung.

<sup>65</sup> Ich gebe Datum und Wortlaut dieser Briefstelle nach der Überbedachten Originalabschrift dieser Gastbriefe wieder, da sie mir da, wo sie von dem Abdruck im Nietzsche-Archiv abweicht, verständlicher zu sein scheint.

<sup>66</sup> Peter Gasts langjähriger Umgang mit Nietzsche, seine partielle Klarheit



und treffende Urteilsgebe vor dem momentanen einzelnen Falle, sowie seine Fähigkeit, sich auszudrücken, ließen von ihm wertvolle Äußerungen über Nietzsche erwarten. Daß solche jedoch jetzt noch bevorstehen, hat für ausgeschlossen zu gelten, nachdem Gast zum gefügigen Sprachrohr der Archivinteressen geworden ist und sich dadurch um seine Urteilsfreiheit gebracht hat. So hätten wir denn als seine selbständige Beisteuer zur Nietzsche-literatur nur jene drei Vorreden zu den zweiten Ausgaben der von ihm selbständig herausgegebenen Bände anzusehen. Einiges davon ist Gemeingut der Nietzschediskussion geworden. Vor allem die Einteilung von Nietzsches Leben in drei Perioden, von denen er die erste als unbewußten Zarathustrismus, die zweite als die Periode des *Moralforschers* und die dritte als die des *Moralpredigers* bezeichnet. Gast hat auch mit Nachdruck die Einheit der Tendenz Nietzsches durch alle wechselnden Perioden hervorgehoben. Diese Ansätze zu einer richtigen Nietzscheauffassung hat Dr. Kögel von Gast übernommen, und so sind sie auf das Archiv übergegangen, so daß in dieser Hinsicht das Archiv sein soweit annehmbares Fundament von „Wissenschaftlichkeit“ sich von Gast ebenso sehr hat schenken lassen, als von Kögel seine Organisation. Aber Gast hat dann doch wieder auch die spätere doktrinaire Starrheit des Archivs in der Interpretation des Systems vorbereitet durch vorlaute Akzentsetzungen. So unbefangen sich Gast gebärdet und so im einzelnen kritisch er auch wirklich sein mag, so hatte er doch von Anfang an für Nietzsche kein einziges ehrliches Fragezeichen übrig, alles deutet doch schon auf die spätere Kanonisierung und Heiligsprechung hin. Zarathustra nennt er die „Bibel für Ausnahmemenschen“, zu der sich alle vorhergehenden und nachfolgenden Schriften wie Kommentare zum Text verhielten. Da somit Zarathustra für ihn nicht nur den einen Brennpunkt, sondern das einzige Zentrum von Nietzsches Schaffen bildet, so ist seine Dreiteilung des Nietzsche'schen Schaffens erklärt, aber zugleich auch als unvollständig bewiesen. Den selbständigen Wert der Umwertungsperiode, der nach Zarathustra Nietzsche aufs neue Luft schöpfen läßt, um sein Werk noch eine Stufe höher zu führen, haben, wie es scheint, erst die Gebrüder Horneffer bei Bearbeitung der Umwertungsmanuskripte allmählich erkannt. Nietzsches rassezüchterischen Hirnspinnstiefeln ist Gast völlig ahnungslos ins Garn gegangen: „Mit tieferen psychischen Faktoren rechnet der Sozialist so wenig wie der Soziolog; in diesem Punkte sind beide gelehrtenhaft oberflächlich, instinktverlassen.“ (Einleitung zu Zarathustra XXXIV.) Gast übernimmt Nietzsches Machtbegriff ohne Vorbehalt; er setzt Demokratismus und Amerikanismus naiv auf gleiches Niveau; beiden wird der Geist Zarathustras den Garaus machen, sobald er in einigen Auserwählten lebendig geworden ist. „Nur der Geist Zarathustras kann den wachsenden Plebejismus niederwerfen: nur wer sich von Grund aus vom Demos unterscheidet, wird sein Herr, wer aber auf gleichem Boden mit ihm steht, bekämpft ihn vergebens!“ Das hochmütige Urteil über Schopenhauer: „Im Kopf Atheist, im Herzen Christ!“ (VII), aus dem eine vollkommene Verblendung gegen das alttrinitarische Manko Nietzsches spricht, macht Gast nicht wett durch die richtige Erkenntnis, daß es sich bei Schopenhauer noch um die alte „unangestastete Moral“ gehandelt habe, deren Antastung allerdings Nietzsches Verdienst ist. Alles in allem sind Gasts Einleitungen respektable Selbstversuche, sich Nietzsche vor seinem eigenen Bewußtsein zurechtzurücken; aber ein höherer Wert als Wegleitung für andere wohnt ihnen nicht inne, wie das bei Overbecks Erinnerungen an Nietzsche zweifellos der Fall ist. Auch hat Peter Gast in der Einleitung zu den *Anzeit*



gemäßen Betrachtungen mit der ergiebigen Ausschüttung des *Eccle homo* begonnen (S. VII und X—XV) und damit Frau Förster den Weg gewiesen, der schließlich zu der unwürdigen und verhängnisvollen Mißhandlung von Nietzsches letzter Schöpferleistung führte. Wenn daher gelegentlich (z. B. von Frau Förster in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 2./3. Oktober 1905) geltend gemacht wird, das tiefere Einvernehmen zwischen Peter Gast und ihr sei auch durch das geräuschvolle Herwürfnis während der ersten Archivjahre nie zerrissen gewesen, so muß das insofern für richtig gelten, als mit Gasts Eifer und Scharfsinn sich immer eine gute Dosis Gedankenlosigkeit vertrug, die ihm auch den Anschluß an die Archivgesinnung ohne große Gewissensbengungen gestattete.

<sup>67</sup> Zur Gegenprobe von Rohdes mitgeteilten Äußerungen sollen hier einige Stellen aus den Briefen Overbecks an Rohde folgen. Voller siebenviertel Jahre, nämlich vom 14. März 1893 bis zum 27. Dezember 1894 hatte Rohde sich ausgeschrieben. Am 30. Dezember 1893 schrieb ihm Overbeck: „Ist Ihnen etwas von den (—) Kundgebungen der Frau Dr. Förster, Nietzsches Nachlaß betreffend, zu Gesicht gekommen? Mir wurden sie zum Anlaß eines höchst unerquicklichen Briefwechsels mit der Dame, und für solche Dinge zumal vermiße ich neuerdings die Nervenlosigkeit meiner guten Tage. Welch tragisches Schicksal ist aber die Wehrlosigkeit, mit welcher der arme Kranke so manches erlebt, was zur Zeit ‚um ihn‘ in doppeltem Sinne vor sich geht.“ Darauf äußerte sich Rohde am 15. Januar milder, aber doch in durchaus zustimmendem Sinne und betonte seine Abgeneigtheit, seine Nietzschebriefe, die er Frau Förster zur Einsicht und auch zur Abschrift überlassen hatte, dem „Nietzsche-Archiv (auch eine alberne Erfindung)“ preiszugeben (vgl. S. 350 dieses Bandes). Er verschwieg aber Overbeck, wie weit er sich nach seinem Besuch im Naumburger Nietzsche-Archiv vergessen hatte, indem er mit einem Briefe an Frau Förster vom 16. Mai 1894 (dessen Schlußteil uns unter dem Datum: Weimar, 2. November 1906 mit den Gerichtsakten bekannt wurde) Nietzsches Schwester in ihren fälschlichen Urteilen über Overbecks Gesinnung und Motive bestärkte: „Overbecks Verhalten, über das Sie sich mit Recht beklagen, ist mir nach seinen Notizen nicht verständlich. Ich will nächstens einmal ihn brieflich darüber koramieren.“ Dann folgt jene unwürdige Äußerung über die Frau des Freundes, wobei Overbeck als schwächlicher Pantoffelheld figuriert. Rohde „koramierte“ aber nicht, sondern schwieg sich aus. Diese Voraussetzung haben die folgenden Briefe Overbecks, der selber bis zu seinem Tode von Rohdes Mentalreservation keine Ahnung hatte:

Basel, den 31. Dezember 1894

Lieber Rohde!

Was ist nur mit Rohde los? fragte ich vor ein paar Wochen bei Gelegenheit Frau (—). Will er von mir nichts mehr wissen, oder geht es ihm so schlecht, daß er nicht mehr schreiben kann oder mag? ... Den Jahreschluß hatte auch ich ins Aug gefaßt, um auf jeden Fall mir die authentischste Auskunft zu verschaffen, da kommen Sie mir zuvor. ... ferner liegt die Angelegenheit meines Handels mit Frau Förster, in manchem Sinn ist ihre Erörterung an dieser Stelle unpraktischer. Da ich der Meinung bin, daß wir darin nicht eigentlich verschiedener Ansicht sein können, überrascht mich die Zuversicht, mit der Sie auf Grund nur Ihres Besuches in Naumburg davon reden. Ich bin, was doch für uns beide in dieser Sache die Hauptsache ist, darin mit Ihnen vollkommen einverstanden: 1) Köselig „m u ß t e“ die Verfügung der Ausgabe der Nietzscheischen Werke



entzogen werden. 2) Die Aufgabe dieser Ausgabe hat in der nun vorliegenden ersten Abtheilung eine sehr ausgezeichnete Lösung gefunden. Die richtige Einsicht über Punkt 1, für mich nicht ohne empfindliche Enttäuschung zu gewinnen, steht mir doch vollkommen fest seit der im Frühjahr erlangten Kenntniss eines auch Ihnen mutmaßlich bekannt gewordenen gegen vierzig Seiten langen Briefes des Dr. Kögel an Köselitz über des letzteren Mißgriffe. Die Unangemessenheit der von Köselitz Niezscheschen Schriften vorangedruckten Vorreden war schon längst vorher Frau Dr. Förster von mir zugestanden worden, noch früher hatte ich gegen Köselitz selbst meine Unzufriedenheit mit der eingeflochtenen Polemik gegen Frau Andreas ausgesprochen, die noch immer das beste und berufenste Wort gesprochen hat, das über Niezsche öffentlich laut geworden ist. Es bleiben mithin nur die bei der Ausgabe beteiligten Personen übrig, über die wir uns etwa zu verständigen hätten. Eine Differenz in Hinsicht auf Dr. Kögel ist dabei selbst noch problematisch ... welche schätzenswerten Eigenschaften ihn auch sonst auszeichnen mochten. So käme Herr Köselitz: wenn Sie ihn Niezsches Schriften „völlig verballhornt“, ja „zu dumm“ seinen Stil „korrigiert“ haben lassen, so liegt dem eine Auffassung seiner Sünden zugrunde, die mir im Verhältnis zu dem mir bekannten Tatbestande sehr übertrieben erscheint. Auch das werden wir auf sich beruhen lassen können, nach dem was ich schon ohne Vorbehalt zugestanden. Bleibt nun also (—) Frau Dr. Förster, der Sie mich in einer „scharfen, fast feindseligen Art entgegentreten“ sehen, als das Opfer eines „Mißverständnisses“, das Sie mit der Versicherung zu zerstreuen meinen, Frau Förster sei „von den besten und löblichsten Absichten und Gesinnungen gegen mich erfüllt“. In der Tat habe ich auch selbst mich nur über ihre allzugroße Güte zu beschweren Anlaß gehabt, über nichts anderes, als daß man sich mit Fürsorge für die Rücksichten, die mir meine „Stellung“ auferlege, in meine allerpersönlichsten Angelegenheiten einzudrängen gestattete. Dies war der erste Anlaß für mich, nicht vielleicht ungern gehörte Meinungen zu äußern, wohl aber ein meinerwegen „scharfes Wort“, an das sich ein Briefwechsel schloß, bei welchem meine Briefe teilweise (angeblich wenigstens) das Schicksal der Verbrennung traf, — die der Frau Dr. Förster, so hörte ich wenigstens von ihr, das der Ablehnung durch mich. Damit brach unser Verkehr ab, zu dessen Wiederaufnahme keine Veranlassung besteht. Meinen, sich an die Vermittlung der hiesigen Pension anschließenden Briefwechsel mit Niezsches Mutter habe ich nie eingestellt. Erhielt ich mir doch damit den einzigen Faden, der mich mit dem, was von Niezsches Person noch unter uns Irdischen weilt, verbindet. Vor meiner „Feindseligkeit“ ist aber Frau Förster, so abgeneigt ich ihr auch stets war, und so wenig es mir schon seit langer Zeit (seit ich sie neben ihrem Bruder kenne), ich sage nicht an Anlaß, wohl aber an Gelegenheit fehlte, „Feindseligkeit“ gegen sie, lag mir daran, zu entfalten — ist sie stets sicher gewesen und wird sie auch stets bleiben. Denn auch worüber ich mich jetzt beschwere, würde mich, auch wenn ich nicht im Sinne hätte, in ihr stets die Schwester Niezsches zu respektieren, durchaus nicht dazu reizen und überhaupt zu keinem andern Wunsche, als mit ihr nichts zu tun zu haben. Selbst für die Zwecke der Niezsches-Biographie steht, soweit aus Erinnerung oder Briefen meine Hilfe ja etwa noch wünschenswert erscheinen sollte diese, durch berufene Mittelpersonen angerufen, stets zu Diensten, wie ich gegen den freilich auch schon verflossenen, mir übrigens sonst gänzlich unbekannten Dr. Herbst festzustellen und zu bewähren schon einmal Gelegenheit



hatte. — Nur das Material, das ich hier unter den Händen habe, kann Sie über den Verlauf der ganzen leidigen Angelegenheit vollständig aufklären und Ihnen, wie ich hoffe, auch erklären, warum ich darin, sehr gegen meine soziale Neigung, mich so scharf stelle. Da es nun bei der ersten sich dazu bietenden Gelegenheit Ihnen zu jeder Einsicht natürlich offen steht und dann das ganze soviel einfacher unter uns besprochen werden kann, als es hier selbst unvollkommen möglich wäre, so werden Sie jedenfalls darüber mit mir einverstanden sein, wenn ich es bei vorstehenden Andeutungen bewenden lasse. Sehr willkommen wäre es mir freilich gewesen, schon in den Frühjahrs- oder Herbstferien zwischen uns damit aufzuräumen, und im Frühjahr habe ich das Ausbleiben jeder Mitteilung über Ihren Naumburger Besuch, offen gestanden, recht empfunden.“

Basel, 17. Januar 1895

„Ich lasse meinen Handel mit Frau Förster heute auf sich beruhen. Sie bleiben dabei, von meiner „feindseligen Behandlung“ der Dame zu reden. Solange auch ich so völlig im Dunkeln bin über die eigentlichen Grundlagen dieser „Auf-fassung“, da ich doch nicht annehmen kann, Sie beschränkten sich auf die der Frau Förster — zum Beispiel darüber, wieviel Ihnen von meinen Briefen an sie zu Gesicht gekommen ist —, ist es viel zu umständlich, sich brieflich über die Sache zu verständigen, während Aussicht dazu besteht, es gelegentlich so viel einfacher zu tun. Auch fehlte überhaupt der Erörterung jede eigentliche Aktualität. Daß Frau Förster mich nicht braucht, kann sie für mich und sich bewiesen halten; wie weit sich für sie bei der in Arbeit befindlichen Biographie Unbequemlichkeiten der augenblicklichen Situation empfindlich machen, ist ihre Sache, die meine weniger, als sie vermutlich für wahrscheinlich hält. Meine Briefe hat das abgeschmackte Nietzsche-Archiv keine Aussicht jemals sich einzuverleiben. Aberdies kommt es mir bei der ganzen Sache auf keine Apologie meiner selbst an. Ich gebe es zu: in meinen guten Tagen hatte ich vielleicht eine bessere Art, mir Widriges mit aller mir wünschenswerten Nachdrücklichkeit „vom Leibe zu halten“. *Tempi passati*, jetzt bin ich nervös, wie andere Leute, geworden.“

Basel, den 31. Dezember 1895

„... Ich war Ende September einen Tag in Naumburg auf dringende Einladung der Frau Pastor und habe also Nietzsche wiedergesehen. Fünfeinhalb Jahre zuvor hatte ich noch mit ihm stundenlang in den Straßen Jenas allein herumlaufen können, wobei er selbst auf Fragen noch Rede stand und vollkommen wußte, wer ich war, jetzt habe ich ihn nur in seinem Stübchen, halb kauern-d, wie ein todeswundes wildes Tier, das nur nach seiner Ruhe verlangt, erblickt und habe buchstäblich nicht einen Laut von ihm vernommen. Er sah gar nicht nach Leiden oder gar Schmerzen aus, es sei denn durch den Ausdruck tiefer Verdrossenheit, der überhaupt allein noch aus seinem erloschenen Auge hervorleuchtete. Aberdies kämpfte er, so oft ich eintrat, fast beständig mit Schlassucht. Er lebte damals seit Wochen in einem Zustande, bei welchem ganz streng ein Tag furchtbarer Aufgeregtheit, die sich bis zum Gebrüll steigerte, mit einem gänzlicher Prostration abwechselte. In einem Tag der letzten Art sah ich ihn. Ins Archiv setzte ich bei meinem Besuch keinen Fuß. Es war dies selbst wenige Tage zuvor ausgemacht worden bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Frau Förster in Leipzig, zu der ich *incredibile dictu* nach allem was vorausgegangen war, durch einen von Turin aus an mich gerichteten Brief ihrer Hand veranlaßt wurde.



Neuestens habe ich noch ganz andere Zumutungen über mich ergehen lassen müssen, aus Anlaß des vorige Woche zum Abschluß gelangten gerichtlichen Vertrags, durch welchen sich Frau F. das unbeschränkte Eigentums- und Verfügungsrecht über das Archiv von der Vormundschaft hat abtreten lassen. Leider hat sich zumal bei diesem Handel die arme Mutter, das unvergleichlich viel bessere Wesen sonst, als die vollkommene Null bewährt, die sie auch im Kampf mit dieser Unglücksstochter ist. Aus alledem habe ich vollends den Eindruck davongetragen, daß die Tochter nicht zur Verwalterin der Nachlassenschaft ihres Bruders (—) berufen ist. (—) Sie können sich denken, daß ein verständlicher Bericht über alle die eben angedeuteten Vorgänge auf dieses Blatt nicht geht, ich schließe für heute mit dieser zwischen uns nicht zum ersten Mal verhandelten Tragödie, in der ich ungeachtet früher von Ihnen ausgesprochener Bedenken uns doch für ganz wesentlich einverstanden halte. Ich bin es jedenfalls hinsichtlich Ihrer Andeutungen über die letzte Publikation aus dem Archiv mit Ihnen, wenn Sie meinen, nicht Nietsches bessere Instinkt habe gesiegt, als er diese Papiere statt dem Feuer der Schwester überließ. Selbst das Schöne und durchaus Bewundernswerte darin kann im großen Publikum in der Hauptsache nur mißbraucht werden."

Alles in allem war Overbeck der Ansicht in seiner ablehnenden Stellung zum Nietsche-Archiv, in Rohde — wie er sich im Briefe vom 9. März 1895 ausdrückt — einen, „wie ich hoffe, vielleicht nicht ganz unsympathischen Mitinteressierten“ zu haben, besonders da er unmittelbar anschließend von diesen seinen „Privatsichten“ versichern konnte: „mit denen ich aber die Naumburger irgendwie zu hören gar nicht im Sinne habe.“ Er lebte eben der festen Zuversicht, Nietsche werde von dem Archivtreiben um der von seinen Schriften ausgehenden unmittelbaren Wirkung willen doch nicht wesentlich in Mitleidenschaft gezogen werden können. (In eben diesem Brief:) „Je hilfloser Nietsche zur Zeit „mit ansehen“ muß, was um ihn geschieht, um so wirksamer hat er vorher für sich vorgesorgt.“ Nach der Lektüre des ersten Bandes der Biographie schreibt er Rohde am 5. Juli 1895: „Den ersten Band des Lebens Nietsches habe ich nun auch gelesen. Von den mancherlei Eindrücken erwähne ich heute nur den, den ich darin zum guten Teil den an Sie gerichteten Briefen danke, daß ich Nietsche zu spät kennen gelernt, was ich freilich schon bis jetzt, aber ganz subjektiv gemeint.“ — Seine Zeitungslektüre veranlaßte Overbeck am 8. November 1896 in einem Briefe an Rohde noch folgende Zeilen einfließen zu lassen: „Die unselige Frau hat es nun mit ihrer Reklame so weit gebracht, daß sie und ihr Bruder das Opfer schlechter Wiße in den Zeitungen sind. Lassen Sie neulich in der Frankfurter Zeitung die Notiz von einem laut einem Fremdenbuch von Frau Förster samt Bruder dem Hohentwiel abgestatteten Besuch, wobei dem Bruder selbst ein ziemlich alberner Aphorismus untergelegt war? Sie ließ selbst nicht lange auf die Berichtigung warten.“ [Vgl. dazu Frankfurter Zeitung 1896, No. 299.] Die letzte prinzipielle Auseinandersetzung Overbecks mit Rohde über das Nietsche-Archiv ist also der große Brief vom 31. Dezember 1895 geblieben; auf diese Darlegung hat Rohde sich gänzlich ausgeschwiegen und sich nie mehr zu Overbeck über Nietsche geäußert, ihm überhaupt nur noch einen Brief geschrieben am 1. Februar 1897, der ausschließlich ein Aufschrei verzweifelter Schmerzes über den frühen Verlust seines nachgeborenen Söhnchens war. Wenn nun Rohde also wirklich noch 1897 Frau Förster jene weitgehenden Äußerungen getan hat, ohne jemals von Overbecks ausdrücklichem Auerbieten, sein Material einzusehen und mündlich zu verhandeln,



Gebrauch gemacht zu haben, so hat er die freundschaftliche Offenheit, die Overbeck gegen ihn übte und um die er ihn selbst dringend bat, nicht erwidert. Die Aufrichtigkeit, auf die Overbeck Anspruch erhob und unbedingt rechnete, ist ihm Rohde leider schuldig geblieben.

Nach Rohdes Tode zog seine Witwe Overbeck zu Rate, ob sie die Briefe ausliefern solle, die Rohde vom Archiv schon seit Jahren wieder zurückerhalten hatte. Overbeck riet von der Aushändigung ab und notierte sich darüber folgendes: „Die mir durch Frau Rohde im Juni 1900 bekannt gewordenen Briefe Rohdes an Nietzsche — 96 Stück, vom 10. September 1867 bis zum 22. Dezember 1878 reichend (meistens förmliche Briefe, zum Teil sehr lang, zum allerwenigsten Teil bloße Billette oder Karten) — sind ein vorzüglich beredtes Denkmal der Freundschaft, die Nietzsche und Rohde verband (nur die spätesten darunter zeigen schon Spuren des beginnenden Irrewerdens an Nietzsche) und zugleich auch des starken Einflusses, den Nietzsche auf Menschen hatte, die ihm nahe traten. Insofern ist mir der Frau Rohde von mir gegebene Rat, die Briefe der Frau Dr. Förster zur Herausgabe nicht zu bewilligen, schwer geworden. Ich habe jedenfalls dabei meine Freundschaft für Nietzsche mehr schweigen lassen, als die für Rohde und seine treue Frau, der es Ruhe zu schaffen galt in der peinlichen Verlegenheit, in die sie durch Rohdes vorzeitiges Dahinschwinden und seine letzten Unsicherheiten in Hinsicht auf das Eingehen auf die Pläne der Frau Förster versetzt wurde. Sie machten es ihr unmöglich, mit gutem Gewissen sich als bloße Vollstreckerin des letzten Willens Rohdes zu betrachten, wenn sie die Briefe zu gemeinschaftlichem Abdruck mit denen Nietzsches hergab. Von jenen Unsicherheiten habe ich selbst in Rohdes Briefen an mich aus dem Jahre 1895 die unzweideutigsten Zeugnisse. Frau Rohde wußte überdies selbst nur von ausdrücklichen Äußerungen ihres Mannes gegen die Veröffentlichung seiner Briefe. Jedenfalls beklage ich lebhaftest ihr Unterbleiben auch um seinetwillen, denn die Briefe bildeten auch sein leidenschaftliches und unruhiges, doch edles, treuherziges und humorvolles Wesen in wunderschöner Weise ab, und ich habe das peinliche Schwanken Frau Rohdes in der Angelegenheit sehr wohl begriffen.“ Rohdes Witwe starb am 22. August 1901. Ein Jahr darauf war der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Rohde druckfertig. Herausgeber waren Frau Förster-Nietzsche und Rohdes Kollege Geheimrat Friedrich Schöll in Heidelberg.

<sup>68</sup> Kögel und Overbeck haben niemals eine Zeile miteinander gewechselt. Sie können also auch nicht über Overbecks Kopie des Antichrist miteinander verhandelt haben. Das Manuskript dieser Abschrift befindet sich offenbar im Archiv und ist wohl auch bei der Edition des Antichrist im achten Bande der großen Ausgabe mit herangezogen worden, ohne daß doch Overbeck dieses von seiner Hand angefertigte Duplikat jemals an das Archiv abgetreten oder nach der Publikation von dorthier als sein Eigentum zurückerhalten hätte. Wie er seinerzeit das „Ecce homo“ in der Abschrift Peter Gasts kennen lernte, hatte er diesem seine Antichrist-Abschrift zur Einsicht geliehen, und allem Anscheine nach hat sie dann von Gast weg ihren Weg ins Archiv gefunden. Jedenfalls ist diese Aneignung stillschweigend ohne vorherige Verständigung erfolgt, und es ist ein weiteres Anzeichen, daß Overbeck sich gegen das Archiv keineswegs als Querulant betragen hat, wenn er, wie es scheint, auf diese willkürliche Handänderung seines Manuskripts nie mit einem Worte zurückgekommen ist.

Von schriftlichen Äußerungen Kögels, soweit sie nicht gedruckt waren, kannte



Overbeck nur den vierzigseitigen Brief an Peter Gast, mit dem dieser von der Mitarbeit an der Ausgabe entlassen wurde. Overbeck war in seiner Vorliebe für Gast keineswegs so verblendet, das Berechtigte an Kögels Ausstellungen gegen Gast nicht zuzugeben. Er tat das sowohl zu Frau Förster als zu Rohde und schrieb es auch Gast selber. Dieser antwortete ihm darauf:

*Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908  
ist hier der Text gekürzt worden*

<sup>99</sup> Um die Härte und Schroffheit in Rohdes Urteil über Professor Stein zu rechtfertigen, sind einige Angaben über die wissenschaftliche Wirksamkeit und das öffentliche Ansehen Professor Steins unerlässlich. Er ist von Hause aus ungarischer Rabbinatskandidat (geb. 1859 in Benye). Zu Anfang der neunziger Jahre mit dem philosophischen Ordinariat an der Universität Bern betraut, bekannte er sich in der zu Cincinnati vom Rabbiner Dr. Wise herausgegebenen Zeitschrift „Debora“ zum Talmud mit folgenden Sätzen: „In sämtlichen Universitäten deutscher Zunge wirken insgesamt fünf Professoren der Philosophie, die dem jüdischen Glauben nicht bloß entstammen, sondern nach wie vor angehören. . . . Kann es nur bloßer Zufall sein, daß sämtliche Professoren ehemalige Rabbinatskandidaten sind? Wohl kaum! — Wenn man bedenkt, wie verschwindend gering die Zahl der jüdisch-deutschen Talmudschüler ist und daß gleichwohl die dem Judentum entsprossenen Professoren der Philosophie an deutschen Hochschulen bisher alle ausnahmslos aus den Reihen der Talmudjünger hervorgegangen sind, so ist dies „auch eine Statistik“ und zwar eine für Feinschmecker der Kulturgeschichte recht lehrreiche und für Jung-Israel durchaus beherzigenswerte.“

Ludwig Stein ist ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, er hat seit 1880 nicht weniger als zwei Dutzend selbständige Veröffentlichungen erscheinen lassen. Im 93. Bändchen der Teubnerschen Sammlung „aus Natur und Geisteswelt“, allwo Professor Stein „Die Anfänge der menschlichen Kultur“ beleuchtet und sich bestrebt erklärt, „von den Naturwissenschaften auszugehen und eine Brücke zu schlagen zu den Kulturwissenschaften,“ findet sich auf S. 12 die ungeheuerliche Behauptung: „Die zähesten und widerstandsfähigsten Lebewesen müssen am Nordpol erfrieren, am Südpol verbrennen.“ Bedenklicher als eine derartige Gedankenlosigkeit und Unwissenheit sind gewisse Gepflogenheiten, die an Steins Arbeitsweise nachgewiesen worden sind. In der Wiener Wochenschrift „Der Weg“ vom 1. Oktober 1905 heißt es S. 13: „So geschah es einst dem Professor Tönnies, daß unser Held einem seiner Werke ein Spencerzitat entnehmen wollte, aus Versehen aber daneben griff und eigene Worte Tönnies' erwischte, die überdies schon durch ihren Sinn niemals die Meinung Spencers ausdrücken konnten. Dies hinderte Professor Stein, der sich selbst zum Statthalter Spencers auf Erden gemacht hat, keineswegs, die Stelle als Worte Spencers zu zitieren. Ähnlich lautet die Beschwerde eines jungen Wiener Gelehrten, der darauf hinwies, daß sein Kritiker sein Buch gar nicht gelesen habe, wohl aber den Waschkettel, den der Verleger dem Buche beilegte. Wenigstens hatte er Sätze



als Stellen aus dem Buche zitiert, die besagtem Waschzettel entnommen waren.“ Über Steins sozialphilosophisches Hauptwerk urteilt Professor Ferdinand Tönnies im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ XIX. Band, 1904, S. 452 bis 460 und gelangt zum Schluß: „Man kann das Buch kaum aufschlagen, ohne auf etwas Nichtiges oder Verkehrtes oder auf Aufgebautes und Schales zu stoßen.“ In dem redaktionellen Artikel des „Weg“ heißt es weiter: „Er spekulierte bald mit Gründen, bald in Gründen. . . Unsere Einsicht in Steins Psychologie dringt nicht tief genug, um zu erforschen, welcher seiner Anlagen wir die endlosen Artikel verdanken, die in unsern vornehmsten und bestzählenden Tagesblättern von Zeit zu Zeit auftauchen und dem Leser stets besonderen Genuß bereiten. Wie könnte auch eine Zeitung, und sei sie noch so mächtig, wagen, Professor Stein den Eintritt zu wehren, der heute zu den durch Geist, Besitz und Beziehungen einflußreichsten Männern Europas gehört?“ Diese Anspielung bezieht sich auf den gesellschaftlichen Verkehr, den Professor Stein in sehr hohen Kreisen des Deutschen Reiches zu unterhalten in der Lage ist. Sein patriotischer Ekurs in die Diplomatie zur Schlichtung der österreichisch-ungarischen Krisis soll mit dem Ausspruch Kaiser Franz Josephs geendet haben: „Über das ist ja ein schlechter Witz.“

<sup>70</sup> Zur französischen Übersetzung der Götzendämmerung hatte Camille Maucclair das Vorwort geschrieben. Später hat er eine Charakteristik Nietzsche's folgen lassen, aus der ich nach der Übertragung von Wilhelm Thal im „Zeitgeist“ vom 5. August 1901 folgende Sätze zusammenstelle: „Er war wirklich der Mann, auf den man gewartet hat. . . Er sollte der Ausdruck ihrer intimsten Wünsche nach moralischer Befreiung sein. Nietzsche ist der absolute Philosoph einer Jahrhundertwende, die der Methoden, des Materialismus, des Kritizismus überdrüssig geworden war, nach allgemeinen Ideen dürstete und das Pathos der Psychologen und Wissenschaftler nicht mehr zu ertragen vermochte, wenn nicht eine herrliche poetische Form ihre Wahrheiten verschönte. Nietzsche, dieser geniale Poet, dieser Stilist ersten Ranges, der mit Goethe und Heine das Jahrhundert beherrscht, dieser unerreichte Sprachkünstler, dieser leidenschaftliche und reine Lyriker, hat eine tiefe Erschütterung hervorgerufen. . . Abgesehen von dem literarisch hoch bedeutenden Charakter seiner Werke, ist es vor allem die unglaubliche Lebenskraft des lateinischen Geistes, die uns (Franzosen an Nietzsche) auffällt. Ich will versuchen, alle Ideen, die eine solche Betrachtung französischen Ideologen wie Leon Daudet, Paul Adam, Rémi de Gourmont oder mir einflößt, hier zu synthetisieren. Nietzsche ist nach Wagner gekommen und hat sich gegen ihn gleichzeitig als Protestler des Paganismus gegen den Christismus, des Realismus gegen den Symbolismus und des Südens gegen den Norden, erhoben. . . Er ist in Wahrheit der Protest des Südens gegen den Norden, nicht nur Süddeutschlands gegen Norddeutschlands und gegen alle skandinavischen Ideen, nein, er ist auch der Protest des lateinischen Geistes gegen den germanischen Geist. . . Nietzsche ist geschaffen, um an den Ufern des Comersees oder in Sizilien oder wenigstens, wie ich es tat, in Marseille, dieser so griechischen Stadt, oder am Golf von Cannes oder auf den hyperischen Inseln gelesen zu werden. Hier erscheint seine harte und scharfe, mineralhelle und festgefügte Logik in dem absoluten Lichte, in welchem selbst die Schatten verschwommene Klarheiten sind, normal. Nichts ist hellenischer, nichts goethischer im wahren Sinne des Wortes, als Nietzsches Schriften. Er liebt die Pariser Leichtigkeit, den Eiprit, die Kunst, ohne pedantische Worte alles zu sagen wie Heine. Nietzsche sucht die



Quintessenz des Lyriismus in den Regionen des direkten Lichtes. Sein ästhetischer Realismus ist von diesem Gesichtspunkt aus durchaus griechisch; er verabscheut das Unendliche. Am meisten macht er es den Deutschen zum Vorwurf, daß sie es an Licht mangeln lassen, während er die Philosophie im allgemeinen beschuldigt, es fehle ihr an Universalität, und sie wäre trotz allem nur eine Frage des Klimas. Deshalb erscheint er den Franzosen des Südens als ein ihren Tendenzen äußerst sympathischer Geist. Seine rauhe Moral wird von den jungen provenzalischen Schriftstellern geliebt. Man liest ihn allgemein an den Universitäten, wie Alg, Montpellier, wo Bücher wie die „Götterdämmerung“ und „Menschliches, Allzumenschliches“ sich in den Händen aller Philosophie Studierenden befinden. Seine poetische Macht wirkt magnetisch; er ist der Philosoph der lateinischen Rassen. Das ist wenigstens die Ansicht, die Nießches Bücher in Frankreich hervorgeufen haben. Wir betrachten ihn weniger als einen Schöpfer von Moralsystemen, sondern mehr als einen erstaunlichen Analytiker, der es verstanden hat, eine Art Metaphysik der Chemie zu schaffen, der die Grundbegriffe mit absoluter Geistesfreiheit betrachtet und vor allem mit größter Klarheit zu den Ausgangspunkten zurückkehrt, trotz des dichten Gestrüpps von Kommentaren, die die Jahrhunderte auf ihn aufgehäuft. Wir wissen diese Zwangslage zu würdigen. Im übrigen gebietet auch sein Leben Achtung und Respekt, denn es war ganz der Heiligkeit der Arbeit und des Leidens geweiht. Er hat Wege wieder geöffnet, die man verlassen hatte; sein persönlichstes System ist eine große Skizze geblieben, die Skizze eines Mystikers, der bereits annahm, daß man von seiner Vortrefflichkeit überzeugt war. Ein für die Franzosen charakteristischer Zug Nießches war es, daß er sich über Emerson lobend ausgesprochen hat; er ist so ziemlich der einzige, den er nicht angreift. Emerson hat in Frankreich leidenschaftliche Bewunderer und übt einen bedeutenden moralischen Einfluß aus.“

Für den Einfluß Nießches auf die jüngste französische Lyrik ist anzumerken, daß eines der Gedichte der Gräfin de Noailles in „les Eblouissements“ die Devise führt: „Car je t'aime, ô Eternité!“

<sup>71</sup> Nach einem, wie ich glaube, durchaus unparteiischen Studium der im Winter 1893/94 von Frau Förster an Overbeck gerichteten Briefe halte ich das Gerwürfnis zwischen ihr und Overbeck, das ich bereits in der Vorrede des ersten Bandes S. XII als etwas Grundsätzliches und Notwendiges hinstellen zu müssen meinte, für unvermeidlich; die näheren Zufälligkeiten, die es tatsächlich herbeiführten, konnten unterbleiben oder hätten können umgangen werden; der Bruch selbst erweist sich als etwas prinzipiell Unvermeidliches, das früher oder später auf alle Fälle kommen mußte. Bei Frau Förster entsprangen die Antriebe, so sehr sie auch das Archiv schon vor ihrer Auswanderung nach Paraguay von langer Hand her vorbereitet haben will, nur momentanen Impulsen, bei Overbeck hingegen wirklicher Überlegung. Für die Gründerin des Archivs waren von vornherein unter den Freunden Nießches nur diejenigen als Ratgeber für ihr Unternehmen brauchbar, denen Nießches Nachlaß im Grunde ihres Herzens ziemlich gleichgültig war — und das trifft, wie unsere Ausführungen dargetan haben, auf Rohde und von Gersdorff zu. Bei Overbeck dagegen war es von vornherein ausgeschlossen, daß er sich je mit Nießches Nachlaß anders beschäftigen sollte, als mit der ihm eigenen erschöpfenden Gründlichkeit; da zu einer solchen Betätigung ihm aber mit Recht weder die Zeit noch die Umstände gekommen schienen



so mußte er die Beteiligung an den Plänen der Frau Förster auf das Bestimmteste ablehnen. Frau Förster darf nicht geltend machen, Overbeck hätte sich gegen sie ins Unrecht gesetzt, weil er auf ihr anfänglich gewiß wohlgemeintes, aber schon damals gleich herrisch und ungestüm drängendes Entgegenkommen nicht blindlings einging. Jene Briefe der Frau Förster enthüllten eben neben allerlei löblichen Absichten eine rechthaberische Unbelehrbarkeit. Ihr helfen, hieß ohne weiteres auch, ihr dienen. Als es ihr mit Overbecks Verhalten nicht gleich glatt am Schnürchen ging, stellte sie gleich Termine und Verfallfristen fest. Einen Brief Overbecks will sie auf Andeutungen ihrer Mutter von dessen unliebsamem Inhalte hin ungelesen verbrannt haben; drei Monate später knüpfte sie abermals die Eröffnung erhaltener Briefe an diktatorische Bedingungen (17. April 1894 aus Naumburg): „Nach den Nachrichten von Herrn Dr. Jersbalt halte ich es für überflüssig, Ihren letzten Brief zu öffnen und zu lesen. Ich tue es nur unter der e i n e n Bedingung: enthält der Brief e n d l i c h die Antwort auf die fünf bis sechs rein sachlichen Fragen von Anfang Dezember betreffend mein Vermächtnis an die Universität, die Heußlersche Stiftung, ob noch Schulden meines Bruders vorhanden zc. zc. oder verweist er wieder nur auf persönlichen, mir ganz unverständlichen Nebensachen? In diesem Fall bleibt der Brief besser uneröffnet und ungelesen. Ich habe so wenig Zeit, kenne die Präliminarien nicht, welche den ganzen Unsinn hervorgerufen, ich denke, wir ermüden uns nicht gegenseitig mit unfruchtbaren unwichtigen Erörterungen. Wer so wie ich seit neun Jahren mit unbeugsamster Energie selbst dem Tode nahe hohe und höchste Ziele verfolgt, der verlernt es ganz, solche persönliche Dinge wichtig zu nehmen, höchstens humoristisch, d a s ist aber eine Komödie der Irrungen ohne Humor und Lösung.“ Als nun Overbeck durch die Vermittlung seiner Gattin mit aller Entschiedenheit dabei bleiben mußte, jene Briefe vom Dezember, die mit den bewußten Fragen die Grundlage seiner Stellung ja erst zu liefern hatten, niemals erhalten zu haben, scheute Frau Förster nicht vor der ausdrücklichen Zumutung zurück, Overbeck habe jenen Brief wohl erhalten, verleugne aber den Empfang (Naumburg 18. Juni 1894): „Eigentlich wäre es wohl besser, wenn ich nicht antwortete; denn ich bin so außerordentlich skeptisch in bezug auf verloren gegangene Briefe, und schließlich klingt das wiederum so beleidigend, wenn ich Ihnen das sage. So will ich mal tun, als ob ich das für möglich hielte. . . Fragen Sie sich selbst, ob es mir nach dem Vorgegangenen möglich ist, an einen verloren gegangenen Brief zu glauben? Die einfachste Lösung wäre es freilich.“ Nachdem der briefliche Austausch sich auf diesen Gipfel des Mißtrauens verirrt hatte, erfolgte von seiten Overbecks die Einstellung auf die in unserem Text mitgeteilte ruhige und sachliche Weise. Alle späteren Anläufe zur Wiederaufnahme des Verhältnisses gingen auf Frau Förster zurück und wurden von Overbeck stets im weitesten, mit seinen Ansichten überhaupt vereinbaren Umfange berücksichtigt. Alle diese späteren Berührungsversuche endeten aber ebenso erfolglos; es war Frau Förster nun einmal nicht gegeben, realpolitisch sich Overbecks Beistand wenigstens in dem keineswegs unbeträchtlichen Bruchteile zunutze zu machen, den er ihr anzubieten in der Lage war. Sie überforderte immer und wurde deshalb immer abschlägig beschieden.

<sup>72</sup> Frau Förster stellt es nun so dar, als sei in ihrem zwölfjährigen Zerwürfnis mit Overbeck der hauptsächlichste und ausschlaggebende Streitpunkt immer das Abhandenkommen von Nietzschehandschriften gewesen. Dem widerspricht ihr



völliges Stillschweigen über verloren gegangene Handschriften bis zum Jahre 1901. Vor allem hätte sie dann bei der persönlichen Zusammenkunft mit Overbeck in Leipzig ihm Vorstellungen dieser Art zu machen gehabt; das hat sie aber damals völlig unterlassen. Sie kam eben von Turin zurück und hatte an Ort und Stelle die genauesten Erkundigungen angestellt. Diese bezogen sich aber vorwiegend auf die Medizinfläschchen, die Niehsche in seinem Zimmer stehen hatte und die daselbst zurückgeblieben waren. Frau Försters Wißbegier konzentrierte sich in Turin auf die Aufhellung der von Niehsche angewandten Schlaf- und Beruhigungsmittel. Auf den Gedanken, es könnten die Manuskripte Niehsches überhaupt durch mangelhafte Sammlung wesentlich dezimiert sein, ist sie gar nicht von selbst gekommen, sondern durch den gewissenhaften Zweifel eines ihrer Beamten darauf geführt worden. Ernst Horneffer erzählt (Niehsches letztes Schaffen S. 27/29): „Ich erwähnte schon, daß ich selbst die Befürchtung hatte, daß etwas von der „Umwertung“ verloren gegangen sei, als ich das Material noch nicht genügend überschaute. Damals nun, es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1899 — bestritt Frau Förster-Niehsche auf das lebhafteste, daß ihr Bruder noch irgend etwas an der Umwertung gearbeitet haben könne. Sie bestritt noch mehr. Als ich der Befürchtung Ausdruck ließ, ob bei der Erkrankung und Überführung Niehsches nach Deutschland nicht Manuskripte abhanden gekommen sein könnten — ich wußte damals noch nichts näheres über diese Vorgänge —, daß in Turin nichts abhanden gekommen sein könne. Ja, sie erzählte mir, daß sie selbst später in Turin gewesen sei, daß sie dort, an Ort und Stelle Nachforschungen wegen der Manuskripte angestellt habe, daß sie sich durch persönliche Rücksprache mit den Wirtsleuten Niehsches, die zuverlässige Leute gewesen seien, denen unbedingt zu glauben sei, überzeugt hätte, daß nichts in Turin verloren gegangen sei. . . Dessen erinnere ich mich absolut genau und könnte es unter Eid aussagen, daß Frau Förster-Niehsche mir von Gesprächen, die sie in Turin mit den ehemaligen Wirten Niehsches gehabt hätte, erzählt hat, und daß sie aus diesen Gesprächen die feste Zuversicht entnommen hätte, daß in Turin alles gerettet sei.“ Die Anfrage Horneffers fand dann in der Vorrede der Frau Förster zum fünfzehnten Bande einen leisen Wiederhall, indem dort S. XVII die Möglichkeit angedeutet war, daß aus dem zweiten Buche das dritte Kapitel vielleicht abhanden gekommen sei: „Wir beklagen es außerordentlich, können aber nicht bestimmt behaupten, daß das Manuskript dazu niemals geschrieben sei. Es ist möglich, daß diese Aufzeichnungen durch einen unglücklichen Zufall gleich nach der Erkrankung Niehsches verschwunden und entwendet worden sind, — damals wo sich keiner der dazu Beauftragten ernstlich um die hinterlassenen Papiere des Kranken gekümmert hat.“ — Was übrigens die nachträgliche Fürsorge um Manuskripte betrifft, so darf nicht übersehen werden, daß das Archiv, mit seinem eigenen Maßstabe gemessen, sich größter Fahrlässigkeit schuldig gemacht hat. „Noch nach Jahren, als die in Sils-Maria zurückgebliebenen Zettel längst im Besitze des Archivs waren, wurden in Genua in einer alten Wohnung Niehsches von Dr. Jesinghaus aus Solingen zwei Notizbücher Niehsches entdeckt und Frau Förster-Niehsche zu deren größter Freude überreicht. Das hätte sie also auch wissen müssen. Da sie damals schon jahrelang den Nachlaß Niehsches verwaltete, träfe sie die gleiche Schuld der Nachlässigkeit, die sie Overbeck in bezug auf Sils-Maria vorwirft.“ (Ernst Horneffer S. 39.) Aber selbst das strengste Gericht zugelassen — ist es nicht unerhört, daß Frau Förster in Leipzig 1895



über einen Punkt schwieg, den sie zehn Jahre später nach Overbeds Tode, einem Zeitraum, der selbst Verbrechen Verjährung sichert — auf einen angeblichen Manuskriptverlust ihre schmähliche Beschimpfung Overbeds aufbauen durfte und mit einem solchen Vorgehen in der Presse immer noch Raum und in der Öffentlichkeit immer noch Gehör findet?

<sup>73</sup> Ein kleines, wohl als Manuskript gedrucktes Gedenkheft, das sich auch in Overbeds Besitz befand, enthält die bei der Totenfeier in Weimar und bei der Beerdigung in Röcken gesprochenen Reden und Abschiedsworte. Es ist ein bedeutendes und in seiner Weise würdiges Denkmal für die ausgeprägt kultische Tendenz einer Nietzscheverehrung, wie sie vom Archiv aus geübt und verbreitet wurde. Zwar wurde Nietzsche noch nicht buchstäblich zum „Buddha Europas“ ausgerufen, wohl aber ganz unzweideutig dem Sinne nach: „Noch kein einzelner Denker hat so hohen Anspruch auf Feldherren- und Herrscherrecht erhoben wie Nietzsche. Man hat von den heimlichen Kaisern Deutschlands gestrichen; hier hat ein Mann noch einen höheren Thron besteigen wollen, hier ist ein Bewerber um die Krone des Königs der Menschheit aufgetreten: nur die großen Erzieher unseres Geschlechts, von denen die Religionsgeschichte erzählt, nur Buddha, Zarathustra und Jesus haben gleich Großes gewollt und haben es in Wahrheit für ganze Völkergruppen und für Aeonen erreicht. Und daß Friedrich Nietzsche diesen Jahrtausendmenschen wie ein Ebenbürtiger entgegengetreten ist, daß er von seinen zu ihren Gipfeln hinüber sah, gleich als habe sich alles Dichten und Trachten auf den dazwischen liegenden Höhen der Menschheit im Tale abgespielt, hat man ihm mehr verdacht und gehässiger ausgelegt als alles andere; aber es ist zuletzt nicht nur der Ehrgeiz seines Wollens, sondern auch der tiefste Sinn seines Werkes.“ (Rede an Nietzsches Bahre von Prof. Dr. Curt Breysig S. 27/28). Ist schon dieser europäische Nietzsche-Glaube damals nicht unüberlegt, sondern mit Besonnenheit und sogar mit dem Vorbehalt pietätvoller Befangenheit bekannt worden, so ist auch in eben jener Stunde die Wirkung Nietzsches an die unverhüllte historische Wahrheit über ihn geknüpft worden: „Nietzsches Leben und Schicksal wird ewig der Prüfstein seiner Lehre sein.“ (Dr. Ernst Horneffer, Gedächtnisrede S. 15). Noch hat es manchmal den Anschein, das Zeitbewußtsein wolle Nietzsche gar nicht historisch sehen, es wolle einen idealisierten Nietzsche haben, nicht einen zerlegten. Aber gerade Nietzsches zunehmende Wirkung wird dieses Dilemma ausgleichen; denn er hat mit der täuschenden und irreführenden Unterscheidung von „wirklich“ und „wahr“ unerbittlich aufgeräumt.

<sup>74</sup> Der Kampf um ein richtiges Verständnis Nietzsches wird sich zu einem guten Teil zu decken haben mit einer Verständigung, ob die Anwendung des Wortes Religion auf die „Tendenz Nietzsche“ nicht eben doch ein unstatthafter Mißbrauch sei. Soeben hat Ernst Horneffer in seiner Broschüre „Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart“ den Haß Hebbels und Nietzsches gegen das Christentum betont, beide als Eröffner einer neuen Zeit gepriesen und doch dabei den Satz nicht gescheut (S. 2): „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, leben wir an dem Vorabend einer neuen Religion.“ (Hierzu hat z. B. J. V. Widmann in seiner Besprechung im „Bund“ ausgerufen: Davor möge uns der Himmel behüten!) Auch die Veröffentlichungen unseres Diederichsches Verlages gruppieren sich um den zentralen Gesichtspunkt einer im Aufstreben begriffenen pantheistisch-neureligiösen Bewegung. Aber die Sache kann natürlich keinerlei Zweifel bestehen; aber gerade das Wort verschleierte die Sache. Die große Kultur-



strömung, von der wir uns ergriffen fühlen, gibt sich doch deutlich zu erkennen als Ablösung des bisherigen religiösen Gesamtverhaltens durch ein philosophisches Gesamtverhalten. Nietzsches Großtat ist es, die Philosophie aus dem Akademismus herausgeholt und zum Gemeingut gemacht zu haben. Sobald aber die Philosophie zu einem Sozialwert emporwächst und aufhört, nur noch ein Standeswert zu sein für die Gebildeten, sobald sie mit einem Wort nicht mehr bloß Wissen, sondern Lebensbetätigung ist, tritt sie an die Stelle der Religion. Woraus erklärt sich dieser hartnäckige Kompromißversuch einer ausgesprochen nicht mehr religiösen Tendenz mit der religiösen Terminologie? Zu einem guten Teil in dem Heimatrecht, den das Wort Religion auf dem Kulturboden Goethes und Schillers angewiesen bekam. Zum Beispiel in der Äußerung Goethes an Riemer vom 26. März 1814: Nur religiöse Menschen besäßen schöpferische Kraft. Dieses „Nur“ ist mit dem Geiste Nietzsches unvereinbar; es bezeichnet deutlich den Fortschritt Nietzsches über Goethe hinaus. Er hat eine wirkliche Kultur viel ernster und dringlicher gefordert, wohl verstanden als sozialen Zustand gefordert, als Goethe, der ihm natürlich an eigener individueller Kultur überlegen war. Und aus dem Gefühl seiner eigenen Kulturunzulänglichkeit heraus hat Nietzsche jenes Kulturpostulat dann so unerbittlich auf Radikalindividualismus gestellt. Religion schließt immer soziale Verschmolzenheit in sich; im mittelalterlichen Latein, aus dem das Wort direkt in unser heutiges Schriftdeutsch übergegangen ist, heißt religio ganz allgemein „Verbindung“ im sozialen Sinne, wie wir heute noch zum Beispiel von Studentenverbindung reden. Hält man sich das vor Augen und liest dann zum Beispiel Ernst Horneffers zweiten Vortrag: „Kirchliche oder persönliche Religion“, so wird man zugestehen, daß unter dem Gesichtswinkel der Nietzsche'schen Denkweise, die Horneffer vertritt, der Ausdruck „Persönliche Religion“ als Begriff etwas Diffuses, Getrübbes beigemischt erhält. Es heißt da („Das klassische Ideal“ S. 242): „Die alte Gemeindeerziehung der Menschen, die heute noch gilt, die Erziehung zum Glauben, zur Autorität, die ganze gebundene Erziehung der Menschen, kurz die Kirche ist abzuschaffen.“ (S. 273): „Gerade die besten edelsten Seelen können nicht zur Gemeinde zurück. Sie können hier nicht mehr weiden, wo alle weiden.“ (S. 277): „Es gibt keine Offenbarung; so kann es auch keine Gemeinde mehr geben.“ (S. 278): „Es gilt als eine allgemeine Weisheit, auch bei den Philosophen, leider! dem Volke müsse die Religion erhalten werden. O nein! dem Volke muß die Religion genommen werden — niemand soll hinfort mehr heucheln. Sind die Menschen innerhalb eines Volkes und einer Kulturgemeinschaft so verschieden, so muß das auch offen zum Ausdruck kommen. Bei der Heuchelei, als glaubten wir alle an Offenbarung, wie der einfachste Gebirgsbauer, hierbei kommt nichts Gutes heraus.“ Was Horneffer will, ist natürlich klar; er will, als guter Jünger Nietzsches, daß aus der Philosophie eine allgemeine Weisheitsbetätigung werde, also ein sozialer Faktor, ein Volksgut. Aber ihm selbst ist Philosophie noch offenbar etwas Seelenkaltes, Steifleinernes, sozial Steriles; er will, als guter Deutscher, den Gefühlskoeffizienten an der Religion nicht fahren lassen und deshalb ruft er aus: „Die Religion ist tot! Es lebe die Religion!“ Mit einer derartigen Lösung für eine Sache von solcher Wichtigkeit hat es aber seine Schwierigkeiten, da man mit einem solchen Zirkelschluß ein kaum zu vermeidendes Mißverständnis einem Probleme einimpft, das auf nichts mehr Anspruch hat als auf unbedingte begriffliche Sauberkeit. Es gilt mit dem Vorurteil zu brechen, daß ein philo-



sophisches Verhalten im Sinne Nietzsches nicht alle Gefühlsingredienzien des religiösen Verhaltens restlos in sich zu enthalten vermöge.

<sup>76</sup> Es handelt sich bei dieser Zuversicht auf eine bevorstehende Kulturentwicklung der Schweiz natürlich nicht um sentimentale Träumereien, die utopistisch in den Wolken hängen. Die Schweiz steht, wenn nicht alle Zeichen trügen, am Anfang eines starken wirtschaftlichen Aufschwungs, dessen Grundlage eine klar erfasste und energisch durchgeführte Verkehrspolitik bilden wird. Die technische und propagandistische Tätigkeit des Zivilingenieurs Rudolf Gelpke in Basel hat sich die Förderung dieser Erkenntnis und ihrer praktischen Ausführung zum Ziele gesetzt. Er hat nicht nur bei den zuständigen eidgenössischen und kantonalen Behörden, sondern auch bei den entsprechenden Organen der angrenzenden reichsdeutschen Bundesstaaten Beachtung und Gehör gefunden. Wir entnehmen einem Aufsatz aus seiner Feder, erschienen in der Züricher Zeitschrift „Wissen und Leben“ (erstes Dezemberheft, 1907) folgenden Ausschnitt: „Ein Land, wie die Schweiz, ohne Erz- und Kohlenlager und bei einer der großen unproduktiven Flächen wegen nur beschränkten landwirtschaftlichen Produktion, welche etwa 40% der Gesamtbevölkerung beschäftigt, ohne Anteil an verkehrsreichen Meeresküsten, zwischen den Gebirgswellen des Jura und den Zentralalpen eingezwängt, dabei im Südwesten durch den Genfersee und im Norden durch den Bodensee und den Rhein gegen das offenere Gelände der Nachbarländer abgesperrt, wäre etwa mit demselben Maßstabe wie Montenegro zu messen und zu jener Kategorie von Ländern zu zählen, welche die Natur mit wirtschaftlich verwertbaren Schätzen besonders dürftig ausgestattet. — Allen diesen Nachteilen zum Troste steht die Intensität des Wirtschaftslebens in der Schweiz zum mindesten auf derselben Stufe wie in den umgebenden Kontinentalstaaten. Bis zu einem gewissen Grade hat daran allerdings die hohe Betriebsamkeit der Bevölkerung ihren Anteil, aber nicht zum geringsten Teile sind auch die großen natürlichen Vorzüge des Landes mit in Rechnung zu setzen. — Von der erst in den Anfängen stehenden wirtschaftlichen Verwertung unseres eigentlichen Nationalreichtums, in Gestalt der durch hohe Wasserführung sich auszeichnenden gefällstarken Gewässer, möge vorläufig noch abgesehen werden. Noch fehlt leider in der Schweiz das Verständnis für eine zentralistisch geleitete Wasserwirtschaftspolitik. Die Dichterworte Schillers aber:

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,  
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;  
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,  
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen . . .

kennzeichnen nicht nur die physikalisch-geographische dominierende Lage unseres Landes in Zentraleuropa, sondern sie deuten auch an, welche hervorragende Rolle die Schweiz im wirtschaftlichen Haushalte der vier großen kontinentalen Ströme noch zu führen berufen sein wird. — Ein anderer Vorzug aber unseres Landes liegt in der unvergleichlich günstigen geographischen Lage. Diese prägt sich aus durch das Relief Mitteleuropas, durch die auf die Schweiz konvergierenden sieben großen Stromgebiete: des Rheins, der Donau (Inn), des Po (Tessin), der Rhone, der Loire, der Seine (Marne) und der Maas. Wenn auch die Bedeutung dieser Ströme, respektive ihrer größeren Nebenflüsse als Verkehrsstraßen selbst für die Schweiz gar nicht oder doch nur mittelbar in Betracht fällt, so zeichnen sie doch den großen Transitlinien im Eisenbahnverkehr die Hauptrichtungen vor. —



Auch das dichte Netz der Eisenbahnen ist mehr oder weniger an die von der Natur vorgezeichnete Linienführung der Täler gebunden. Von den einzelnen Meeresküsten aus gehen nun die großen Verkehrsstraßen den Strömen folgend nach dem Innern des Kontinents bis zur Wiege der vier Hauptströme, bis an den Fuß der Zentralalpen. Die Folge ist ein fast unbewußtes Streben der ausländischen Verkehrsanstalten, die großen Meereshäfen mit der Schweiz sowohl auf dem Schienenwege, wie später auch auf dem Wasserwege in Verbindung zu bringen. Und in der Schweiz ist es vor allem Basel, welches ohne künstliches Zutun sich allmählich zum ersten Verkehrsmittelpunkte Zentraleuropas entwickelt, allein auf Grund seiner unvergleichlichen Lage... Die Rolle der Schweiz im Verkehrswesen Mitteleuropas ist die eines Verkehrsakkumulators, eines „carrefour du commerce européen“ nach den Worten des französischen Nationalökonomten Lafitte... Weit überragen aber alle diese Bahnprojekte die Bestrebungen zur Verlängerung der Rhein-Groß-Schiffahrt bis nach Basel und bis ans Bodenseebecken, ein Projekt, das berufen sein wird, eine mehr oder weniger fühlbare Umwälzung unseres Verkehrswesens herbeizuführen... So bewahrheiten sich auch für unser Land die Worte des Eisenbahntechnikers und Dichters Max Maria von Weber: „Das, was für den Einzelmenschen das Talent, die persönliche Begabung, ist für ein Land, ein Volk seine geographische Lage.“ —

### Nachträge und Berichtigungen

In Band I Seite 239/40 muß es Zeile 2 v. u. heißen: —; denn Feuerbach hatte früher als Schopenhauer auf ihn gewirkt. Flüsternd sagte er: „Ich habe es ebenso wie Wagner gemacht.“ Man lese den Gottesbegriff als Gattungswesen des Menschen (u. f. w., bis S. 240 Zeile 3. v. o., wo es weiter zu heißen hat) — Hier, lange vor aller naturwissenschaftlichen Begründung, sog u. f. w.

Zu Band I S. 315 (Mitte): Nach Lektüre des Aufsatzes von Albert Lamm „Friedrich Nietzsche und seine nachgelassenen Lehren“ (Süddeutsche Monatshefte, September 1906, S. 272/273) halte ich es für das Wahrscheinlichste, daß Nietzsche zu seiner Wiederkunftslehre vor allem durch Dühring angeregt worden ist, in dessen „Kursus der Philosophie“ 1875 das Gesetz von der bestimmten Zahl usw. dargelegt ist.

Zu Band I S. 446 Zeile 12 v. u. Von eingeweihter Seite wird mir geschrieben, daß meine Vermutung nicht zutrifft. Gast soll jene in Venedig aufgezeichneten „Gespräche mit Nietzsche“ einer Dame geschenkt haben; vielleicht sind sie in letzter Zeit vom Nietzsche-Archiv zurückerworben worden.

### Sinnstörende Druckfehler in Band I

S. XIV Zeile 14 v. o. muß es heißen: war es von ausschlaggebender Wichtigkeit (eine — ist zu streichen).

S. 66 Zeile 10 von oben blieb (statt bleib).

S. 240 Zeile 8 v. o. ist zu streichen (getroffen anknüpfe und) und statt dessen zu lesen: und einer neuen Moral. Nietzsche löste sich selbständig und.

S. 241 Zeile 2 v. u. ist zu lesen: inkonsequent (statt konsequent).

S. 251 Zeile 11 v. o. muß es heißen: es muß geredet werden, am besten gar nicht, von Nietzsche selbst, sondern durch ihn und seine Probleme usw. (Was hätte Nietzsche — am Schluß von Zeile 11 ist zu streichen).

S. 260 Zeile 16 von unten lies einen Abfall, (statt ein Abfall).

S. 386 Zeile 10 v. o. (Sächlichkeiten — Gelegen) ist als Doublette zu streichen.